

Wolfsstimme

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Pommern-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achteckige Zeile, außerhalb 0,15 Zł. Anzeigen unter Text 0,60 Zł. von außerhalb 0,80 Zł. Bei Wiederholungen: ————— tarifliche Ermäßigung. —————

zugleich **Voltsstimme** für Bielitz

Geschäftsstelle der „Voltsstimme“ Bielitz, Republikanska Nr. 4. — Telefon Nr. 1294

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen

Abonnement: Vierteljährig vom 16. bis 31. 12. cr. 1,65 Zł., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zł. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königsbrunn, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Rezipienten

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Rasciuski 29). ————— Poltschekonto P. R. D., Filiale Kattowitz, 300174. ————— Fernsprech-Anschluß: Geschäftsstelle sowie Redaktion Nr. 2097

Polen und Litauen

Keine Verständigung mit Warschau ohne Wilna — Eine Erklärung des litauischen Außenministers — Unveränderter polnischer Standpunkt

Kowno. Der halbamtliche „Lietuvos Aidas“ veröffentlicht eine Unterredung mit dem litauischen Außenminister Dr. Jaunius, der in entschiedener Form gegen die in letzter Zeit aufgetretenen polenfreundlichen Tendenzen Stellung nimmt. In dem Artikel wird ausgeführt: Die litauische Außenpolitik werde nicht von einzelnen Personen oder Gruppen, sondern ausschließlich vom Willen des gesamten Volkes diktiert. Sowohl die Vergangenheit, als auch die Gegenwart und Zukunft weisen dem litauischen Volk den allein möglichen Weg: Der litauische Staat müsse mit der Hauptstadt Wilna verbunden sein. Anweisungen dieser tief verankerten Grundeinstellung müßten mit Empörung zurückgewiesen werden.

In Anbetracht dieser festen Einstellung habe Litauen in der Wilna-Politik eine Reihe Fortschritte zu verzeichnen. Auf- land habe das Wilna-Gebiet als zu Litauen gehörend anerkannt. Die polnischen Versuche, den litauischen Widerstand zu brechen, seien im Haag gescheitert, womit der litauische Standpunkt als rechtmäßig anerkannt worden sei. Die Ablehnung von Beziehungen zu Polen sei ein Mittel zur Wiedergewinnung des okkupierten Wilnagesbietes.

Die polnische Presse hat vor einigen Tagen Nachrichten verbreitet, daß sich in Litauen ein Umschwung zur polnisch-litauischen Verständigung geltend mache und daran die Hoff- nung geknüpft, daß damit auch das Wilna-Problem geregelt ist. Diese Nachrichten haben in Litauen einen Sturm von Entris- tungen heraufbeschworen, die nun jetzt zu der Erklärung des litauischen Außenministers führten. In sich ist die Erklärung keine Überraschung und dennoch werden die litauischen Politiker einsehen müssen, daß für Polen gerade die Wilna- frage erledigt ist und weder Rußland, noch Deutschland ein Interesse daran haben, sich dieses Konflikts wegen für Litauen zu engagieren. Will Litauen seine wirtschaftlichen Beziehun- gen zu Polen nicht regeln, so schadet es sich nur selbst, denn auch vom Standpunkt der internationalen Politik muß unter- strichen werden, daß jede neue Grenzrevision im Osten unmit- telbar zu einem Kriege führen muß, der mindestens den An- fang der Weltkatastrophe von 1918 annehmen kann. Für Polen gibt es jedenfalls kein Wilna-Problem mehr und damit muß sich auch Litauen abfinden, wenn es auch seine Ansprüche von Zeit zu Zeit wiederholt. Zur Verständigung führt diese Politik nicht.



Präsidenten-Wechsel bei der größten Bank der Welt

Links: Albert H. Wiggin, der Präsident der amerikanischen Chase National Bank, des größten Finanzinstituts der Welt, teilte mit, daß er aus Altersgründen von seinem Posten zurücktrete. Wiggin ist als Vorsitzender des Stillhalte-Ausschusses der W33 auch der europäischen Öffentlichkeit bekannt geworden. **Rechts:** Winthrop W. Aldrich wird der Nachfolger von Wiggin. Aldrich ist ein Schweizer Sohn Radolfers, mit dem Wiggin in Konflikt geraten zu sein scheint. Dieses soll die eigentliche Ur- sache des Rücktritts von Wiggin sein.

Zwei Todesurteile in Lemberg vollzogen

Warschau. An den Hauptangeklagten Dan- gyszyn und Wilas, die am Donnerstag im Lemberger Ulmerprozeß zum Tode verurteilt wurden, ist am Freitag um 1/7 Uhr morgens das Urteil vollstreckt worden. Sie wurden beide im Hofe des Gefängnisses gehängt. Der Staatspräsident hat nur bei dem dritten zum Tode verur- teilten Angeklagten, Zurawski, von seinem Gnaden- recht Gebrauch gemacht und ihm die Todesstrafe in 15 Jahre Gefängnis umgewandelt.

Roosevelt will freie Hand haben

Keine Belastung mit Hoovers Politik — Schuldenfrage und Weltwirtschaftskonferenz

London. In einer Washingtoner Meldung der „Times“ wird klar zum Ausdruck gebracht, daß Hoover, nachdem Roosevelt seine Vorschläge für die Eröffnung von Frie- densverhandlungen abgelehnt hat, nunmehr, nach Ansicht der politischen Kreise Washingtons, keine Schritte zur Einsetzung des von ihm geplanten Schuldenausschusses ergreifen wird. Roosevelt und seine Berater befürchteten, daß eine Zusammen- arbeit mit der jetzigen Regierung von den ausländischen Staa- ten als eine Festlegung der kommenden Regierung auf die Hooverischen Absichten aufgefaßt werden könnte, die internatio- nalen Wirtschaftsfragen mit dem Schuldenproblem und der Abrüstungsfrage zu verbinden. In politischen Kreisen Was- hingtons nimmt man an, daß die für den Januar festgesetzte zweite Versammlung des vorbereitenden Ausschusses der Welt- wirtschaftskonferenz nunmehr auf unbestimmte Zeit verschoben werden wird.

In einem Leitartikel bedauert die „Times“ die Ablehnung Roosevelts gegenüber dem Vorschlage Hoovers. Roosevelts Stellungnahme sei zwar vollkommen verständlich, da er sein Amt nicht mit gebundenen Händen antreten wolle. Aber sie bedeute die weitere Verzögerung eines dringenden Problems. Diese Verzögerung sei gefährlich. Das amerikanische Inter- regnum, das eine Schwäche der amerikanischen Verfassung sei, werde sich also möglicherweise als ein schwerer Nachteil für die ganze Welt erweisen.

Rücktritt des bulgarischen Justizministers

Sofia. Wegen einer Interpellation über Bestechungen bei der Begnadigung von Strafgefangenen und über Mißbräuche bei der Verlegung von Richter hat Justizminister Warbenoff am Donnerstag in der Nachmittags- Sitzung der Sobranje seinen Rücktritt erklärt. Eine Kabinettskrise wurde dadurch vermieden, daß am Schluß der Sitzung der Gesamtregierung durch Annahme der Tagesordnung das Vertrauen ausgesprochen worden ist.

Sofia. Die durch den Rücktritt des Justizministers hervor- gerufene Lücke im Kabinett droht sich infolge einer For- derung der Agrarpartei zu erweitern. Die Agrarier fordern die Ueberlassung eines Ministeriums, um ihren Ein- fluß innerhalb der Regierung zu erhöhen. Sie verlangen eines der vier Ministerien für Handel, Inneres, Finanzen oder Eisen- bahnen. Die Parteien, die bis jetzt Inhaber dieser Ministerien sind, weigern sich, den Forderungen der Agrarpartei nachzugeben und drohen mit dem Uebergang zur Opposition. Da ein Ausweg aus der Krise nicht ersichtlich ist, wird wahrschein- lich das Gesamtkabinett zurücktreten.

Direkte englisch-persische Verhandlungen

London. In Teheran finden zur Zeit direkte Verhand- lungen zwischen der persischen Regierung und der eng- lisch-persischen Delgesellschaft statt. In unterrich- teten persischen Kreisen wird Meldung aus Teheran zufolge erklärt, daß die Verhandlungen nach dem 6. Januar zu einer friedlichen Regelung führen werden.

Politische Weihnacht

Die furchtbare Krise hat auch den denkfaulen Spießer aus seiner Gewohnheit herausgerissen. Keine noch so laut behobte „Friedensbotschaft“, kann ihn über die Tatsache hin- wegtrüben, daß etwas in der gottgewollten Weltordnung nicht stimmt. Ist er nicht selbst aus dem Arbeitsprozeß heraus, so wird er doch alltäglich daran erinnert, daß ihm das gleiche Schicksal noch bevorsteht. Und wie zum Hohn auf die vielgepriesene kapitalistische Wirtschaftsweise ver- kündigt in diesen Tagen das „Internationale Arbeitsamt“, daß die Zahl der Arbeitslosen inzwischen 24 Millionen er- reicht hat und das man schätzungsweise bis Ende März eine Arbeitslosigkeit von 32 bis 35 Millionen annehmen kann. Heute schon zahlen die Staaten jährlich bis 170 Milliarden Zloty an Unterstützungen und im Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten“ hat die Arbeitslosenziffer die 15. Million erreicht und trotz aller Versuche im Lande des Ueberflusses an allen Produktionsmitteln steht man der Wirtschaftskrise hilflos gegenüber, die Gläubiger wollen ihre Schulden nicht mehr bezahlen und obgleich genügend Kapitalien im Lande vorhanden sind, wächst das Staatsdefizit von Jahr zu Jahr, wie es dabei denen ergeht, die noch von diesem Lande des Ueberflusses abhängig sind, kann man sich leicht denken, die noch Not erzeugt das Elend und weitet es aus bei denen, die noch besitzen. Das ist der Kreislauf der Weltordnung, die Kirche und Waffen aufgerichtet wurde und von der die christliche Kirche mit Stolz als von einer gottgewollten gepredigt hat, es ist die kapitalistische Ordnung, in deren Diensten die Kirche stand und auch noch heute steht, wenn auch die päpst- lichen „Noten“ heute den Bannstrahl gegen den Kapitalismus als großen Verfall schleudern, nichts ändert daran, daß man die christlichen Feste, um die Menschheit in diesem, damals „glücklichen Zustand“ zu erhalten, die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit zu verkünden. Niemals haben die Wirtschaftsführer und ihre Kirchen daran gedacht, daß der Kapitalismus aus seiner Natur heraus diese Krise er- zeugen muß, wie sie Karl Marx schon am Vorabend der 48er Revolution im „Kommunistischen Manifest“ angekün- digt hat. Während man Marx und seine Folgerungen aus dem Kapitalismus korrigieren wollte, bricht der Kapitalis- mus zusammen und einseitige Wirtschaftsführer und der Papst selbst wandeln sich zu anderen Gesellschaftsformen und wollen das vor Jahren noch als Gottgewollte und Gelobte nicht wahr haben, rücken der Orientierung ihrer Schäflein folgend von diesem Kapitalismus ab. Sie wollen sich noch nicht in die Geschehnisse hineinsetzen, erwarten, daß es irgendwie doch besser werden wird, während eine Welt am kapitalistischen System zugrunde geht.

Wollten doch die Welt und die Mächte, die mit den Millionenfachsten der Menschheit bestimmen, nur ein Teil der christlichen Grundsätze verwirklichen, es könnte ungeheuer viel Not und Elend, auch unter den heutigen Verhältnissen, gebessert werden, Hunger und Wohnungsnot könnten ver- schwinden, wenn man den kapitalistischen Mächtehabern ihre eigene Rechnung vor Augen hält. Man klagt über die Aus- gaben von 170 Milliarden, die die Arbeitslosen als Unter- stützungen vorziehen, man will aber nichts davon wissen, daß man zur gleichen Zeit, wo man soviel vom Frieden faßelt, etwa 44 Milliarden Schweizer Franken jährlich für Rüstungszwecke ausgibt, also das Dreifache, was man für die Opfer der kapitalistischen Wirtschaftsweise auslegt und keinesfalls, um Frieden zu stiften, sondern um neues Elend durch neue Kriege vorzubereiten. Sie alle werden dieser Tage von Friedenssehnsucht lassen, haben sich einen Völker- bund geschaffen, der Friedenshüter sein soll, aber zwischen China und Japan dauert schon 1 1/2 Jahr ein latenter Kriegszustand und doch wagen die Staatsmänner nicht, dem japanischen Raubzug ein Ende zu setzen und hier will man wenig vom Frieden, sondern von Lieferungen an Kriegs- material hören, man vermutet eine neue kapitalistische Welle im Fernen Osten, wo auf geraubtem chinesischen Boden neue Gewinne zu erzielen sein werden, und da schweigt das „Friede auf Erden“, und macht einer anderen Frage Platz, „Was ist dabei zu verdienen?“ Das sind die Grundsätze, von denen sich die heutigen „christlichen Staatsmänner“ leiten lassen, das Volk mag beten, Arbeit kann man ihm leider nicht mehr geben und da für die nächsten zwei Jahr- zehnte schwerlich an eine restlose Beseitigung der Krise ge- dacht werden kann, damit sich auch die fähigsten Wirtschafts- führer abgefunden haben, daß es für etwa 25 Millionen, der jetzt Arbeitslosen, nie wieder geregelte Beschäftigung geben wird, wenn man am heutigen kapitalistischen System fest- hält oder es auch nur künstlich aufrecht zu erhalten versucht, so kann man es begreifen, daß man nach neuen Wirtschafts- formen sucht, nicht mehr von der Sozialisierung als einem Teufelswerk des Sozialismus spricht, auch schon den Mut aufbringt, sich gegen den Kapitalismus zu wenden, ihn als eine Fehlrechnung in der menschlichen Gesellschaft zu be- trachten.

Die Menschen machten sich ihre Götter selber, und noch heute gibt es ihrer in der Welt eine solche Anzahl, daß sich

Frankreichs Antwort an Neurath

Der Kampf um die Gleichberechtigung geht weiter

Paris. Die gesamte französische Presse bringt einen ausführlichen Auszug aus dem Artikel des Reichsaußenministers von Neurath im „Heimatsdienst“. Zunächst nehmen aber nur die Rechtsblätter dazu Stellung. Das „Journal des Debats“ schreibt, daß der am 11. Dezember unterzeichnete Wortlaut Deutschland durch die Anerkennung des Grundgesetzes der Gleichberechtigung den die französischen Vertreter unter den gegenwärtigen Umständen anzuerkennen durch nichts verpflichtet waren, einen ungeheuren Vorteil gegeben habe. Das Reich verliere keinen Augenblick, ihn auszunutzen. Wenn Neurath in seinem Artikel ankündigte, daß die deutsche Regierung ohne Verzug an der Verwirklichung dieses Grundgesetzes arbeiten werde, so sei nicht an ihrer Energie zu zweifeln. Leider sei man weniger sicher, daß Paul Boncour und sein Unterstaatssekretär Cot dem deutschen Vorhaben energisch genug entgegengetreten würden. Die Erklärung vom 11. Dezember habe Deutschland, das von der italienischen Presse unterstützt werde, ermutigt, so umfassend wie möglich die unerhörten Konzessionen auszunutzen. Sehr bezeichnend sei in dieser Hinsicht die Anschauung, daß die entmilitarisierte Rheinlandzone mit der Gleichberechtigung unvereinbar sei.

Der Vorsitzende des Heeresausschusses der Kammer, Fajon, vertritt im „Intransigeant“ ungefähr den gleichen Standpunkt und beklagt sich darüber, daß die Fehler der französischen Politik dazu geführt hätten, daß Deutschland wieder aufrückte und die Verträge verletze, ohne daß man seine Haltung angeprangert habe. Deutschland schreite entschlossen der Rüstungsfreiheit entgegen. Für Schleicher sei das Gebiet frei. Hinter Paul Boncour, der sich an den „konstruktiven Plan“ klammere, sei nur noch ein Meter festes Gebiet: die französische Armee.

Im „Echo de Paris“ erklärt Pertinax zu dem Artikel Neuraths, man müsse leider feststellen, daß der Wortlaut vom 11. Dezember dem Reichsaußenminister Recht gebe. Es sei zwar vorgesehen, daß die Gleichberechtigung zum Ausdruck käme in einem Regime, das für alle Völker die Sicherheit gibt. Während aber die Gleichberechtigung mit Genauigkeit festgelegt worden sei, sei die Frage, was Sicherheit bedeute, offen geblieben.



Vor-Weihnachten auf dem Leuchtschiff

Die Besatzung des Leuchtschiffes „Mause“ vor der Themsemündung bekommt ihre Weihnachtsgeschenke. — Schon jetzt werden alle englischen Leuchttürme und Leuchtschiffe mit den Weihnachtsgaben bedacht, da sonst die Besatzungen der Postboote, die die Geschenke überbringen, selber nicht zum Heiligenabend bei ihren Lieben auf dem Festlande sein könnten.

Neue Gefahren auf dem Balkan

Englischer Mahnruf wegen der innerpolitischen Lage Südslawiens — „Eine ständige Gefährdung des europäischen Friedens“

London. Mehrere führende englische Persönlichkeiten, die von einer Reise nach Südslawien zurückgekehrt sind, empfehlen in einer in London veröffentlichten Erklärung, daß die englische Regierung zusammen mit den Regierungen Frankreichs, der Tschechoslowakei und Rumäniens auf eine grundlegende Aenderung der südslawischen Verfassung drängen und bis zu deren Durchführung der Belgrader Regierung keine weiteren Finanzleistungen gewähren solle. Zu den Unterzeichnern der Erklärung gehören u. a. Lord Dushendon, Lord Noel-Buxton, Mister Fisher und Professor Gilbert Murray.

Angeichts der beinahe einstimmigen Opposition der südslawischen Westprovinzen gegen die Belgrader Diktatur, so heißt es in der Erklärung, sei eine Lage entstanden, die eine dauernde Versuchung für die einen südslawischen Einheitsstaat feindlich gegenüberstehenden Nachbarregierungen darstelle und die eine ständige Gefährdung des europäischen Friedens bedeute. Wenn ein vollkommener Zerfall Südslawiens verhütet werden solle, müsse eine bundesstaatliche Verwaltung mit Provinzautonomie eingeführt werden.

Anschlag auf einen Schnellzug in Spanien

Der Lokomotivführer angeschossen.

Madrid. Auf dem von Avila abgehenden Schnellzug wurde am Freitag ein Anschlag verübt. Noch unbekannte Täter beschossen, den Lokomotivführer, der schwer verwundet wurde. Glücklicherweise konnte er noch geistesgegenwärtig den Zug zum Stehen bringen und dadurch ein Unglück verhüten. In Granada und Bilbao ist es verschiedentlich zu Minderungen von Läden durch Arbeitslose gekommen. In Madrid drangen ebenfalls Arbeitslose in einen Fleischerladen ein, wobei drei Personen verwundet wurden.

Eine faschistische Partei in Japan

Tokio. Unter großer Teilnahme der Öffentlichkeit fand am Donnerstag die Gründung einer neuen japanischen Partei mit faschistischen Bestrebungen, der sogenannten „Sozialen Liga“, statt. Gründer der Partei ist der frühere Innenminister Kenion Watschi, 33 Kammerabgeordnete sind der neuen Partei bereits beigetreten. Die Partei findet eine günstige Aufnahme in der Armee, deren Angehörige teilweise an der Gründung beteiligt sind.

Die Bahnlinie zwischen dem Schwarzen und dem Ägäischen Meer eröffnet

Istanbul. Die von Deutschen, Dänen Schweden und Türken erbaute Samsun-Sivas-Eisenbahnlinie in Anatolien, die das Schwarze mit dem Ägäischen Meer verbindet, wurde am Donnerstag eröffnet. Der erste Zug trug die Aufschrift „Grüße vom Schwarzen an das Ägäische Meer“.

Bisher beanspruchte die Reise von Mesina am Ägäischen Meer nach Samsun am Schwarzen Meer mehrere Wochen und mußte in Kraftwagen oder im Pferdefuhrwerk zurückgelegt werden.

Spionitis

Eine Prinzessin von Hohenlohe unter Spionagerverdacht in Biarritz verhaftet?

Paris. Die „Liberte“ will aus zuverlässiger Quelle erfahren haben, daß die Sicherheitspolizei in Biarritz am Donnerstag eine dort weilende Prinzessin von Hohenlohe unter dem Verdacht der Spionage verhaftet habe. Die Prinzessin, die angeblich aus Italien stammen soll, habe eine für Frankreich schädliche Tätigkeit entwickelt, die besonders darauf hinausgelaufen sei, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Polen zu stören. Die Beweise für diese Beschuldigung gingen eindeutig aus einem Briefwechsel hervor, den sie mit Lord Rothermere geführt habe und der von der französischen Gegenpolizei zum größten Teil abgefangen worden sei. Das Blatt fügt hinzu, daß die Prinzessin in Frankreich schon längere Zeit politisch tätig sei, und daß die französische Regierung schon zweimal von einer befreundeten Regierung auf das Treiben der Prinzessin aufmerksam gemacht worden sei. Die Regierung habe es damals noch nicht für notwendig gehalten, der Sache nachzugehen.

Fünf Tote bei einer Munitionsexplosion

Nem. Wie erst jetzt bekannt wird, ereignete sich vor einigen Tagen bei einer Übung der Seefliegerschule von Netuno eine Munitionsexplosion, bei der ein Sergeant und vier Mann getötet wurden. Die Beerdigung fand am Freitag im Beisein des Kriegsministers statt.

selbst gelehrte Theologen schwerlich in der Religionsgeschichte zurechtfinden können, in Afrika hat fast jeder Negersamm seinen eigenen Götzen und es geht ihm erst dann schlecht, wenn er mit irgend einer der neuen christlichen Religionen in Verbindung kommt, aus dem Naturmenschen das Ausbeutungsobjekt des Kapitalismus wird. Und die Kirchenväter würden noch heute jeden Keger verbrennen lassen, wenn sie dazu nur die politische Macht hätten, der ihnen die Legende von der Geburt Christi, des Gottesohnes, zerstört und ihnen mit der wissenschaftlichen Geschichtsforschung nachweist, daß ihr Weihnachtsfest, die Sonnenwende das Fest des Lichtes, den germanischen Heiden und ihren Vätern abgeguckt, nachgeahmt haben, und die Germanen selbst haben ihren Götterbedarf ziemlich reichlich eingebracht. Und die christliche Kirche, die Liebe und Frieden so schön predigt, erinnert sich nicht gern daran, daß sie nicht mit Liebe und Frieden, sondern durch Feuer und Schwert, durch Raubzüge in heidnische Gebiete, geworden ist. Aber nicht darüber zu sprechen, ist unsere Aufgabe, sondern wir wollen gerade dem Lösungswort nachgehen und das „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ unteruchen. Schon die Fragestellung bedeutet, daß also weder Frieden, noch ein Wohlgefallen auf Erden war, man es erst durch die Geburt des Erlösers schaffen wollte, daß das Volk selbst mit seiner damaligen Lage nicht zufrieden war, Erlösung durch den Gottesohn wollte, aus damaligem Elend aus Not und Unterdrückung, und da sehen wir eben, daß die Entwicklung der christlichen Lehre einen revolutionären Akt in sich schließt, an den unsere führenden Christen nicht erinnert werden wollen. Das Christentum ist dem Kommunismus viel näher, als man es wahr haben will, und es ist keine Ketzerei und keine Religionsverpottung, wenn wir Sozialisten behaupten, daß erst der moderne Sozialismus Vollstrecker des reinen Christentums sein kann. In dem Augenblick, wo sich die Kirche in den Dienst der Mächtigen, der Fürsten und Kaiser, später in den Dienst der gottgewollten kapitalistischen Weltordnung, gestellt hat, hat das Christentum aufgehört, eine Sache der Unterdrückten und Mitleidigen zu werden, trat als politische Bewegung mit religiösem Sinn in den Dienst der Ausbeutung und Unterdrückung und ist dabei nicht schlecht gefahren. Denn während man Armut und Unterordnung predigte, sich gegen die Güter wandte, sammelte man Kirchenschätze von unbegreiflichem Wert, an dieser Gütersammlung mußte auch der Glaube an eine bessere Zukunft durch das Christentum verschwinden, und darum werden wir Sozialisten, im Laufe der Entwicklung, Erben dieses Geschehens sein.

Nicht predigen wir Haß den Reichen, sondern fordern Brot für jedermann. Ist es nicht das Gleiche, was das Christentum in einem seiner schönsten Lehrsätze zum Ausdruck bringt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst!“ Die Kirche ist als eine Bewegung der Massen groß geworden und hat sich unter den Herrschenden eine Position erobert. Die Arbeiterklasse kann aus dieser Entwicklung des Christentums mit allen seinen Festen lernen, daß sie nur als Masse die heutigen Zustände überwinden, Brot und Freiheit sich erobern kann, ohne die es kein besseres Morgen geben wird. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“, das ist die wichtigste Aufgabe, die wir uns als Sozialisten gestellt haben. Erst, als die Kirche in das politische Geschehen eingriff, ist sie eine Macht geworden, die Arbeiterklasse, die Werttätigen aller Nationen, müssen erkennen, daß Politik es ist, was Leben und Wirtschaft gestaltet und nur deshalb sich zum Nachteil der Massen auswirkt, weil sie auf das politische Gestalten im Staat keinen Einfluß haben. Darum muß es Aufgabe aller denkenden Menschen sein, diese politische Macht anzustreben, jener Klasse zum Sieg zu verhelfen, die dazu berufen ist, Frieden zu schaffen, der Menschheit wieder Brot und Freiheit zu schenken, eine Weltordnung zu schaffen, die keine Unterdrückung und Ausbeutung kennt. Das ist die sozialistische Gesellschaftsordnung, dann gibt es für das internationale Proletariat eine Weihenacht, nicht als eine gewohnheitsmäßig nachgeplapperte Phrase, sondern wirkliche Erlösung aus Not und Elend.

Mord auf offener Straße in Sofia

Sofia. Am Freitag früh wurde der Verwalter des Zentralgefängnisses auf offener Straße ermordet. Die Täter konnten flüchten. Der Ermordete gehörte den Protogorovisten an, war jedoch kürzlich zur Michailow-Gruppe übergetreten. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Racheakt wegen Verrats.



Für Tausende politischer Gefangener hat die Befreiungsfunde geschlagen

Amnestierte beim Verlassen der Strafanstalt Plöthen. — Die große Reichs-Amnestie konnte noch rechtzeitig in Kraft treten, um vielen Tausenden politischer Gefangener in ganz Deutschland vor Weihnachten die Freiheit wiederzugeben.

Polnisch-Schlesien



Licht muß wieder werden

nach diesen dunklen Tagen

Lacht uns nicht fragen,
ob wir es sehen,
es wird geschehen:
Auferstehen wird ein neues Licht.

Waren unsre Besten nicht
ein wanderndes Sehnen, unerfüllt
nach Licht, das da quillt,
von ihnen noch ungehört?

Es wird geschehen.
Lacht uns nicht fragen.
Licht muß wieder werden
nach diesen dunklen Tagen.

Hermann Claudius.

Das Christkindlein der Besitzenden

Die Legende besagt, daß vor 1932 Jahren ein schönes Mädchen vom „heil. Geist befruchtet“, in einem Kuhstall ein Kindlein gebar. Sie war von einem Manne begleitet, der als Vormund des neugeborenen Kindleins noch heute gilt. Die Mutter und das Kind und mit ihnen auch der Vormund, waren lediglich auf sich selbst angewiesen. Damals gab es noch keine soziale Fürsorge und die Not im Stalle, in dem das Kindlein geboren wurde, war groß. Da nahmen sich der Ausgestoßenen die Hirten an, bewirteten es und sangen dem weinenden Kindlein ihre Hirtenlieder. Das Hirtenvolk, das ebenfalls außerhalb der Gesellschaft lebte, so wie heute die Arbeitslosen, freute sich über die Geburt des Kindleins im Stalle, brachte diesem Geschenke, kleideten sich als „Könige“ und huldigten es. Für die Hirten war das ein großes Ereignis, denn sie lebten vereinsamt mit ihrer Herde.

Die „gestittete Welt“ hat aber bald erfahren, daß draußen vor den Stadttoren ein uneheliches Kind in einem Stall geboren wurde, das von den Hirten ernährt und betreut wird. Man wandte sich an die Priester und diese wieder an den Herodes, der auch seine Schergen hinstellte, um das Kindlein zu töten. Die Hirten haben erfahren, was bevorsteht, verständigten von der drohenden Gefahr die Mutter des Kindleins, stellten einen Esel bereit und die arme „heilige Familie“ floh nach Ägypten. So wurde das neugeborene Kindlein von den Haken des Herodes gerettet.

Was später folgte ist allen bekannt. Das Christuskind wuchs, wurde größer und gewann das arme Volk lieb, das ihm gleich nach der Geburt treu ergeben und beihilflich war. Für das arme Volk opferte Christus sein ganzes Leben, predigte den Armen von Freiheit und Gleichberechtigung. Jeder Bißlein Brot wurde mit ihnen geteilt, bis ihn doch die hohen Priester erwischt, vor das Gericht geschleppt und zum Tode verurteilt haben. Vor dem schändlichen Tode auf dem Kreuze, wollte man sich noch an dem gefährlichen Aufwiegler rächen, ließ ihn auspeitschen, setzte ihm eine Dornenkrone auf sein Haupt, ließ ihn das schwere Kreuz schleppen und traktierte ihn dabei mit Spott und Hohngeklächter. Seine Anhänger, die von der Befreiung des Volkes im Sinne der Lehre ihres Meisters sprachen, wurden verfolgt, eingekerkert und schließlich dem Tode preisgegeben. Als man aber sah, daß die Verfolgung die Idee, die Christus predigte, nicht enturzeln wird, eignete man sich seine Lehre an. Man hat dem Volke das Christkind ganz einfach gestohlen. Dabei wurde die Christuslehre gefälscht und in Einklang mit dem Besitz und Tyrannie gebracht. Man hat sein Leben und seinen Tod, als „Erlösung der Menschheit“ von den Sünden nach dem Tode hingestellt und alles irdische aus diesem Leben ausgemerzt. Ein ganz anderer Christus wurde dem Volke vorgestellt, nicht der, der im Kuhstall geboren, verfolgt und gekreuzigt wurde. Wohl konnte man seine Geburt und seinen schändlichen Tod nicht leugnen, aber man gab an, daß er für das Verbrechen anderer gestorben ist, damit diese Sünden auf Sünden häufen, Verbrechen an dem armen Volke begehen und dennoch nach ihrem Tode leuchten können.

Niemand wird abstreiten wollen, daß heut viel raffinierter gesündigt wird, als früher. Man sehe sich nur um und man wird finden, daß dem so ist. Millionen von Menschen wurden aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen. Das Brot wird vor ihnen abgesperrt, damit sie den Hungertod sterben, während auf der anderen Seite das Brot verrotten und als Düngemittel verwendet wird. Die Lehre Christi, die die diese Verbrechen geißelte, vermag das arme Volk nicht zu befehlen.

Natürlich wird die Geburt Christi heute anders gefeiert, als sie ursprünglich gefeiert wurde, denn sie wird von den Mächtigen und Besitzenden gefeiert. Das Christkind, das da heute in der Nacht zur Welt kommt, gilt nicht mehr als

Proletarierweihnachten 1932

Weihnachtsfeiertage im Zeichen der Arbeiterreduktion — Jeder sechste Bürger arbeitslos — Die Weihnachtshilfe der schlesischen Gemeinden — Weihnachtstiebstähle

Es ist gerade ein Jahr um, als die Massenreduktionen in dem schlesischen Industriegebiet eingesetzt haben. An derselben Stelle haben wir vor einem Jahre auf die trostlose Lage unserer Arbeiterschaft anlässlich der Weihnachtsfeiertage hingewiesen. Das ganze Jahr hindurch wurde fleißig reduziert. Nicht weniger als 5000 Industriearbeiter haben vor Weihnachten 1931 die Kündigung erhalten und weitere Reduktion wurden in Aussicht gestellt.

Es der Zufall, aber ausgerechnet vor den Weihnachtsfeiertagen 1932 haben 4110 Industriearbeiter die Kündigung erhalten.

Zuerst hat die Verwaltung der Zinngrube, die bekanntlich ganz stillgelegt werden soll, der ganzen Belegschaft, 500 Mann stark, gekündigt. Dann kam die Emmagrube, die 900 Bergarbeiter in die Kündigung zugestellt hat. Vorher hat der Demo 600 Bergarbeiter in Bielschowitz einen „Turnusurlaub gewährt“, der sicherlich für immer gedacht ist und 380 Arbeiter der Nebenschächte der Bielschowitzgrube abgebaut. In Königshütte wurden 1000 Arbeiter ebenfalls turnusweise beurlaubt und die Oheim- und Hillebrandsschächte wollen auch gegen 800 Arbeiter abbauen. Die Richterschächte haben 180 und die Falvahütte 250 Arbeitern gekündigt. Das sind die „Weihnachtsgeschenke“, die die Kapitalisten unseren Industriearbeitern 1932 gemacht haben. Sie kommen noch alle im alten Jahre zu der großen Armee der Hungernden. Im Januar und Februar 1932 wurden gegen 12 000 Arbeiter im Industriebezirk abgebaut. Wie es jetzt im neuen Jahr sein wird, das wissen wir einstweilen noch nicht, aber es wird in der Hüttenindustrie experimentiert.

Man „fusioniert“ dort und fusioniert zu dem Zwecke, um große Hüttenwerke stillzulegen.

Wir stellen daher fest, daß die Situation im Industriebezirk vor diesen Weihnachtsfeiertagen genau so ist, wie vor einem Jahr, etwa mit dem Unterschied, daß in diesem Jahre bereits mehr als 40 000 Arbeiter abgebaut wurden. Wer da von „fröhlichen Weihnachtsfeiertagen“ im Industriegebiet reden wollte, den müßte man auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen.

Die Gemeinden haben sich natürlich sehr angestrengt, um den Arbeitslosen das Fest der Christgeburt „angenehm“ zu gestalten. Sehen wir uns diese Weihnachtshilfe ein wenig näher an.

Nach der Statistik der Stadt Rattowitz haben wir in Groß-Rattowitz 12 500 Arbeitslose. Das sind die registrierten Arbeitslosen, aber es gibt auch solche, die gar nicht registriert sind. Hinzukommen noch etwa 900 Invaliden, und ebensoviel Ortsarme. 1931 betrug die Zahl der Arbeitslosen in Groß-Rattowitz etwas über 6000 und die Stadt hat für die Weihnachtshilfe rund 100 000 Zloty ausgegeben.

Diesmal sind es 12 500 und die Stadt hat für dieselben Zwecke nur 80 000 Zloty ausgegeben.

Was bedeutet das? Das bedeutet, daß in diesem Jahre die Arbeitslosen nur ein Drittel von dem zu Weihnachten bekommen haben, was sie vor einem Jahre erhalten haben.

Königshütte ist die größte Arbeiterstadt nicht nur im Industriebezirk, aber überhaupt in Polen. Es liegt klar auf

der Hand, daß hier verhältnismäßig die Zahl der Arbeitslosen am größten sein muß. Das trifft auch zu,

denn bei 86 000 Einwohnern, zählt die Stadt rund 11 000 Arbeitslose, 850 Ortsarme u. 7000 Sozialrentner. Jeder sechste Bürger in Königshütte ist durch die Arbeitslosigkeit be-

troffen,

das heißt, er gehört der großen Armee der Hungernden an. Die Stadtverwaltung hat als Weihnachtshilfe für diese Arbeiter den Betrag von 100 000 Zloty bewilligt und verteilt. Es ist das derselbe Betrag, wie im vorigen Jahre, obwohl vor einem Jahre die Zahl der Arbeitslosen um ein Drittel niedriger war. Zu den Weihnachtsfeiertagen haben die Leiden eine Weihnachtshilfe von 4 Zloty, die Verheirateten 8 Zloty ausgezahlt bekommen.

In Siemianowitz werden gegen 6000 Arbeitslose gezählt. Die Belegschaft der Laurahütte sollte eigentlich den Arbeitslosen zugezählt werden, denn die Arbeiter arbeiten nur einige Tage im Monat. Ihr Verdienst erreicht nicht einmal die Höhe der Arbeitslosenunterstützung. In Siemianowitz haben sich die Gemeindeväter in diesem Jahre die Sache sehr leicht gemacht, denn man erklärte überhaupt kein Geld für die Weihnachtshilfe zu haben.

Schließlich wurden 40 000 Zloty bewilligt und man begab sich zu der Wojewodschaft, damit sie das Geld der Stadtgemeinde gebe.

Da wird den Arbeitslosen der „Weihnachtshilfe“ ganz vorzüglich schmecken. Nur Tarnowitz hat sich in diesem Jahre aufgerafft und bewilligte eine höhere Weihnachtshilfe. Insgesamt wurden 150 000 Zloty für die Armenklischen und Weihnachtshilfe bewilligt. Die Stadt Myslowitz, mit ihren 2500 Arbeitslosen, hat in diesem Sinne etwa daselbe den Arbeitslosen gegeben, wie im vergangenen Jahre. Die Ledigen bekamen 4 Zloty, die Verheirateten 8 Zloty und Verheiratete mit zahlreicher Familie 12 bis 15 Zloty, je nach der Zahl der Familienmitglieder. In Bismarckhütte bekamen die Arbeitslosen 4 bzw. 8 Zloty und in Schwientochlowitz daselbe. In den kleinen Gemeinden, im Kreise Pleß und Rybnitz hat man die Arbeitslosen übersehen. Der Bauer weiß nur, daß es ihm schlecht ergehe. An den Arbeiter denkt er nicht und falls der Arbeiter nicht arbeitet, dann gilt er bei ihm als „Faulenzger“.

Die Arbeitslosen wollten sich durch die Biedagraben helfen, die zerstört wurden. Sie gingen dann Christbäumchen stellen.

In den nahen Wäldern wurde alles abgehauen, was sich als Christbaum verwenden ließ. Das Abhauen der Bäumchen ging leichter als das Verkaufen derselben, denn hier war die Polizei hinterher und hat die Christbäume den Arbeitslosen weggenommen. Es kam vielfach zu unliebsamen Austritten zwischen Polizei und Arbeitslosen. Die Arbeiter haben keine Arbeit, weil man ihnen die Arbeit entzieht. Stehlen dürfen sie auch nicht, weil das verboten ist. Nur das Hungern und das langsame Sterben sind erlaubt. So sehen die Weihnachtsfeiertage der schlesischen Industriearbeiterschaft aus. Und da schwandelt man noch von „Frieden auf Erden“ und ähnlichen Dingen.

Rattowitz und Umgebung

Wegen einer Nichtigkeit fast zum Mörder geworden.

Zu einer unbesonnenen Handlung die verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen konnte, ließ sich der Zinnhüttenarbeiter Wilhelm Cupryna aus Rostuchna hinreißen. Er geriet eines Tages mit dem Theodor Czemplin in Streit und zwar wegen einer verhältnismäßig belanglosen Sache. Czemplin weigerte sich angeblich an Cupryna den geliehenen Betrag von 5 Zloty zurückzahlen, da der Bruder des Cupryna die Fensterhebel zertrümmert hatte. In seiner Erregung und Mut holte Cupryna aus seiner nahe gelegenen Wohnung eine Schusswaffe hervor und stürzte sich damit auf seinen Widersacher der gerade im Hofe stand. Czemplin bangte um sein Leben, und versuchte dem Wüterich den Revolver zu entreißen. Er packte den Cupryna am Hals und verdrängte ihm die Hand. Es löste sich ein Schuß, der aber zum Glück fehl ging. Später gelang es der Mutter des bedrohten Czemplin, den Revolver zu fassen und weiteres Ansehen zu verhindern. Cupryna wurde wegen versuchten Totschlags verurteilt und hatte sich vor dem Rattowitzer Gericht zu verantworten. Er beteuerte, an dem verhängnisvollen Abend stark betrunken gewesen zu sein und vollständig unter dem unheilvollen Einfluß des Alkohols gehandelt zu haben. Der Richter verwurte den Revolverhelden auf das nachdrücklichste, bewährte aber im übrigen, in Anbetracht dessen, daß der Angeklagte Vater von 5 Kindern ist und die Tat im Alkoholrausch verübt, mildernde Umstände. Das Urteil lautete auf nur 6 Monate Gefängnis, bei Anrechnung der Untersuchungshaft und Strafaufsicht für die Zeitdauer von 2 Jahren.



Grubenunglück auf der Nivlagrube bei Myslowitz

Gestern passierte auf der Nivlagrube bei Myslowitz ein gräßlicher Unfall, dem zwei Arbeiter zum Opfer fielen. Durch herabstürzende Kohlenmassen wurden die Grubenarbeiter Anton Wydrych und Franz Schmytta zugequetscht und konnten nur noch als Leichen geborgen werden. Beide Arbeiter hinterlassen zahlreiche Familien.

Die Notstandsarbeiten in der schlesischen Wojewodschaft

Die Schwarze Przemja bei Myslowitz wird demnächst reguliert werden und in Myslowitz selbst ein Kohlenhafen angelegt. Die Schlesische Wojewodschaft hat eine Vermessungskommission eingesetzt, die die Messarbeiten bereits beendet hat. Sie wurden durch den Ingenieur Maryniarczyk durchgeführt. Dabei stellten sich gewisse Schwierigkeiten heraus, die von Seiten der Grundbesitzer gemacht wurden. Sie wollen ihre Grundstücke bei diesem Anlaß gut verifizieren, was die Behörden ablehnen. Bei der Regulierung der Schwarzen Przemja werden lediglich schlesische Arbeitslose beschäftigt. Die Arbeiten werden gleich zu Beginn des neuen Jahres in Angriff genommen, die der Arbeitslosenfonds finanzieren wird. Außer der Regulierung der Schwarzen Przemja werden im Kreise Rattowitz einige Landstraßen gebaut und im Kreise Bielsitz die Flüsse reguliert. Auch diese Arbeiten soll der Arbeitslosenfonds finanzieren.

Geheimbrennerei in Hohenlunde ausserhoben

Die Schwientochlowitzer Polizeibeamten haben in der stillgelegten Hubertushütte in Hohenlunde, eine Geheimbrennerei aufgedeckt und beschlagnahmt. Die Brennerei hat ein gewisses Pielas eingetrichtert, der 80prozentigen Spiritus produzierte. Neben den Apparaten, wurden 11 Liter Spiritus beschlagnahmt und Pielas wurde den Gerichtsbehörden übergeben.

Deutsche Theater-Gemeinde. Sonntag, den 25. Dezember, nachmittags 3½ Uhr, (1. Weihnachtsfeierabend), „Der Vogelhändler“, abends 8 Uhr, „Die verkaufte Braut“. — Freitag, den 30. Dezember, abends 8 Uhr, Vorkaufsrecht für Abonnenten, „Die drei Musketiere“. — Montag, den 2. Januar 1933, abends 8 Uhr, 7. Abonnementsvorstellung „Auslandsreise“. — Donnerstag, den 5. Januar, abends 8 Uhr, „Einmaliger Abend von Prof. Wilhelm Kempff.

Verkehrsunfall. Zwischen dem Lastauto St. 11 042 und dem Fuhrwerk des Edward Gamon aus dem Ortsteil Domb, kam es auf der ulica Mikolowska in Rattowik zu einem Zusammenstoß. Das Fuhrwerk wurde schwer beschädigt und das Pferd verletzt. Erhebliche Verletzungen am rechten Bein erlitt der Angestellte Daniel Bugla aus Schmientochlowik, welcher sich im Personenauto befand. Der Verletzte wurde in das städtische Spital überführt.

Festnahme dreier Banditen. Vor seinem Hause auf der ul. Juliusza Ligonia in Rattowik wurde der heimkehrende Jurawier Bolimowski von drei Banditen angefallen. Die Täter warfen den Überfallenen zu Boden und versuchten ihm Geld und Wertgegenstände zu stehlen. Auf die Hilferufe kamen drei Polizeibeamte hinzu, welche die Täter arrestierten. Es handelt sich ausnahmslos um junge Leute aus Rattowik.

Festnahme eines gefährlichen Einbrechers. Die Rattowiker Kriminalpolizei arrestierte, in der Nähe des städtischen Schlachthofes, den 31jährigen Einbrecher Boleslaw Torba aus Krakau, welcher wegen verschiedener strafbarer Vergehen von den Gerichtsbahörden in Tarnowik und Lublinitz fleckenfleckig gesucht wurde.

Empfindlich geschädigt. Aus der Wohnung wurden dem Anton Rawrat 4 Mäntel, sowie ein kompletter Anzug gestohlen. Bei den gestohlenen Mänteln handelt es sich um 3 Winter- und 1 Sommermantel. Der Gesamtschaden wird auf 1200 Zloty beziffert.

Auf frischer Tat ertappt. Im Geschäft „Wohle Worthy“ auf der ulica 3-go Maja in Rattowik, versuchten der 60jährige August Helm und die 27jährige Stanislaw Kratowska aus Rudorf verschiedene Sachen zu stehlen. Beide Spitzbuben wurden auf frischer Tat ertappt.

10 Kilogramm Karpfen gestohlen. Bei der Stefan G. aus Zawadzje, welcher von einem Fischstand am Rattowiker Wochenmarkt 10 Kilogramm Karpfen gestohlen hat. G. wurde nämlich von einer Marktbefucherin beobachtet und auch kurz darauf von der Polizei verhaftet.

Einbruch in eine Rattowiker Firma. In der Nacht zum 23. d. Mts. wurde in die Büroräume der Firma „Pitka i Sta“ auf der ulica Dombrowskiego 2 in Rattowik ein Einbruch verübt. Die Täter stahlen dort eine Menge Büsten, Pinsel usw. im Werte von 250 Zloty.

Die „gefälligen“ Zechkumpanen. Wegen eines Raubüberfalls auf den Invaliden Albert Halemba aus Bielchowik standen der Josef Rastor, Alfred Malcherzyk und Josef Badura aus Nowawies vor Gericht. Die Drei machten sich in der Kneipe an den Halemba heran, da sie wußten, daß er Geld besaß. Halemba wurde dazu genötigt Schnaps zum Besten zu geben und wurde im berauschten Zustand nach verschiedenen Zerfahrungen an einer abgelegenen Straßenseite ausgeraubt. Die Täter entwendeten ihm einen Betrag von 40 Zloty. Dieses Geld hatte der Geschädigte unter seinem Hemd in einem Lederbeutel versteckt, gleichwohl fiel es den Gaunern in die Hände. Bei der gerichtlichen Vernehmung griffen die Beklagten zu Ausreden. Durch die Aussagen des Halemba wurden jedoch alle Drei überführt. Das Gericht nahm jedoch von der Anklage auf Raubüberfall Abstand und verurteilte die Täter lediglich wegen Diebstahls. Die drei Beklagten erhielten je 8 Monate Gefängnis.

Verlegung des Rattowiker Wochenmarktes. Nach einer Mitteilung der städtischen Polizei wird der Montag-Wochenmarkt in Rattowik infolge des 2. Weihnachtsfeiertages auf Dienstag, den 27. Dezember, verlegt.

Erste Hilfe bei Unglücksfällen. Im Deutschen Samariterverein t. z. Rattowik, beginnt am Mittwoch, den 11. Januar 1933, unter obigem Titel ein Kursus und zwar im Zeichenjahr des städtischen Mädchengymnasiums, ulica 3-go Maja, abends um 8 Uhr. Meldungen werden bei der Eröffnung des Kursus entgegengenommen.

Gewerbetreibenden zur Beachtung! Der Rattowiker Magistrat weist nochmals daraufhin, daß bis spätestens zum 31. Dezember d. Js. die Patente für das Jahr 1933 bei den Finanzkassen eingelöst werden müssen. Die Höhe der Patentgebühren hat sich gegenüber dem Vorjahr nicht geändert. Den Finanzkassen sind die ausgefüllten Deklarationen vorzulegen. Verspätete Anmeldungen werden nicht berücksichtigt.

Königshütte und Umgebung

Weil man ihm keinen Schnaps geben wollte...

Bei der Polizei wurde folgender Zwischenfall zur Anzeige gebracht: Der Wilhelm Tomczyk von der ulica Hajducka 45 hielt sich am Donnerstagabend mit seiner Frau in einem Lokal an der ulica Moniuszki auf. Währenddem trat ein gewisser Jan Danisch aus Neuhäufel, ulica 3-go Maja 47 an ihn heran und verlangte, daß T. Bier und Schnaps zum Besten geben soll. Das Ansinnen wurde abgelehnt, worauf die Eheleute in ihre Wohnung gingen, nachdem sie vorher belästigt wurden. Bald darauf aber betrat D. mit drei anderen Komplizen die Wohnung des T. und verlangte wiederum Geld für Schnaps. Als seine Forderung wiederum abgelehnt wurde, stürzten sich die Eindringlinge auf Tomczyk. Danisch ergriff ein Küchenmesser und brachte dem T. einige Stiche bei, die ohne Einlieferung in das Krankenhaus notwendig machten. Außerdem zertrümmerten sie in der Wohnung alle Fensterscheiben. Der Nachbar des T., ein gewisser Prosta, der dem Bedrängten zu Hilfe eilte, wurde gleichfalls angegriffen. Auch ihm wurden in der Wohnung einige Fensterscheiben eingeschlagen. Danisch und ein gewisser Josef Domogala von der ulica Bogdanna 12 wurden von der Polizei verhaftet.

Deutsches Theater. — Weihnachtsprogramm. Am 2. Feiertag kommt um 4 Uhr nachmittags die Schlageroperette „Morgen gehts uns gut“ von Benachy zum letzten Male zur Aufführung. Rechtzeitig Karten besorgen, da große Nachfrage! Um 8 Uhr abends wird das reizende Lustspiel „Die Auslandsreise“ von Oesterreicher und Sirchfeld gespielt. Karten an der Theaterkasse im Hotel Graf Reben von 10 bis 13 und 16.30 bis 18.30 Uhr. Tel. 150. — Am Sonnabend und Sonntag ist die Kasse geschlossen. Am 2. Feiertag wird die Kasse um 11 Uhr vorm. geöffnet. — Am 31. Dezember — Silvester: Die große Operettenrevue „Die drei Musketiere“ von Benachy. Vorkauf am 2. Feiertag. Alle Vorstellungen sind außer Abonnement! Um den Künstlern eine kleine Weihnachtsfreude zu bereiten, werden unsere Mitglieder und Theaterbesucher gebeten, Spenden in Waren oder Geld an der Theaterkasse abgeben zu wollen.

Apotheken dienst. Im südlichen Stadtteil versteht den Tag- und Nachtdienst an beiden Feiertagen sowie auch den Nachtdienst in der nächsten Woche bis zum Sonnabend die Johannesapothek an der ul. Katowicka. — Im nördlichen Stadtteil bleibt am 1. Feiertag die Barbarapothek, am 2. Feiertag die Florianapothek und zur Nachtzeit der restlichen Woche die Adlerapothek an der ul. 3-go Maja geöffnet.

Diesmal hatten sie es auf die Händler abgesehen. Wahrscheinlich dieselben Einbrecher hatten am letzten Wochenmarkt die Abwesenheit der Händler ausgenutzt und sind in ihre Wohnungen eingebrochen. So wurden dem Händler Richard Blay von der ul. Wolnosci 62 vier Taschenuhren und 20 Zloty gestohlen. — Ferner drangen die Einbrecher beim Händler Jarajin an der ul. Szpitalna 28 ein und entwendeten Stoffe für 220 Zloty und 170 Zloty Bargeld. — Noch an demselben Tage wurde in die Wohnung des Händlers Giczewski an der ul. Wandy 51 ein Einbruch verübt. Hier entwendeten die Diebe 110 Zloty, 50 Reichsmark, 20 Silberlöffel, eine Uhr und andere Wertgegenstände. Nachforschungen nach den Tätern sind von der Polizei eingeleitet worden.

Ein geheimnisvoller Schuß. Auf der ul. Styczynskiego fiel gestern Abend ein Revolver schuß und die Kugel drang in die Wohnung des Richard Aniol ein. Nach Zertrümmerung der Fensterscheibe blieb die Kugel im Sopha stecken. Zum Glück wurde niemand verletzt. Wer den Schuß abgegeben hat, konnte nicht ermittelt werden.

Erfinderische Arbeitslose. Bei der gestrigen Ausschüttung der Weihnachtsunterstützung an die Arbeitslosen kam man einem Betrug auf die Spur. Die Arbeitslosen Jan Kopicz und Georg Kubelko von der ul. 3-go Maja haben es verstanden, solche zum Geldempfang berechtigten Bescheinigungen nachzumachen und sogar mit einem Stempel zu versehen. Auf diese Weise erhielten die Betrüger 32 Zl. ausgeschüttet. Der Betrug wurde immer noch rechtzeitig bemerkt, so daß ihnen das Geld abgenommen werden konnte.

Scheiternsplanter. Im Hausflur an der ulica Marszalka Pilsudskiego 4, zertrümmerte ein Unbekannter die Scheibe des Schautafels, zum Schaden der Fußmalerin Cyba und stahl die ausgestellten Hüte, im Werte von 90 Zloty.

Ermittelte Einbrecher. Vor einigen Tagen wurde in die Wohnung des August Czech an der ul. Gimnazjalna 57 ein Einbruch verübt und verschiedene Garderobenschränke im Werte von 200 Zloty gestohlen. Der Polizei gelang es als Täter den Franz Giering von der ul. Bytomska 44 zu ermitteln. Während der Hausdurchsuchung kam noch anderes Diebesgut zum Vorschein. Auf diese Beweise gestand der Verhaftete ein, noch einige Bodeneinbrüche verübt zu haben. Er wurde in das Königshütter Gefängnis eingeliefert.

Eine Berufsdiebin festgenommen. Im Einheitsgeschäft von „Tie“ an der ul. Wolnosci wurde die Katharina Czupke aus Bismarckhütte festgenommen, als sie mit 5 Paar Strümpfe das Geschäft verlassen wollte. Wie festgestellt wurde, handelt es sich um eine Berufsdiebin, die schon wegen Diebstahl 10 mal vorbestraft ist.

Ladendiebin abgefaßt. Im Geschäft von Boguslawski an der ul. Jzdnoczenia wurde die Elisabeth K. von der ul. Bytomska 3 abgefaßt, als sie dem Günter Hnelt von der ul. Wolnosci einen Betrag von 20 Zloty aus der Tasche gezogen hat. Während der Leibesvisitation wurden weitere drei Geldtaschen bei ihr vorgefunden, die aus anderen Diebstählen herrühren dürften. In der einen Tasche befand sich noch ein Betrag von 8 Zloty. Zweckdienliche Angaben von geschädigten Personen können bei der Königshütter Polizei zur Anzeige gebracht werden. Die Diebin wurde festgenommen.

Wohnungseinbruch. In die unverschlossene Wohnung der Agnes Zgonin an der ul. Mielenckiego 41 drangen Unbekannte ein, entwendeten 20 Zloty, einen größeren Posten Wäsche und verschwand damit in unbekannter Richtung.

Ständig zunehmende Arbeitslosigkeit und Not in der Stadt. Königshütte als Arbeiterstadt hat durch die lange Wirtschaftskrise besondere Aufgaben in jeder Beziehung zu erfüllen, was durch die schlechte Finanzlage erschwert wird. Der Zeitpunkt ist angekommen, wo die Stadterweiterung nicht mehr in der Lage sein wird, ihren Verpflichtungen nachzukommen und manches bisherige außer Kraft setzen oder stark vermindern wird müssen. Daß die in Aussicht gestellten Maßnahmen auch nicht an der Erwerbslosenbetreuung vorbeigehen werden, bleibt eine unumwundene Tatsache, wenn nicht die Wojewodschaftsbehörde größere Geldmittel in der nächsten Zeit zur Verfügung stellen wird. Was die Arbeitslosen am schwersten treffen würde, ist die in Aussicht gestellte Kürzung der schon an und für sich sehr geringen Unterstützungsätze. Trotzdem die Arbeitslosenziffer von Tag zu Tag im Steigen begriffen ist, bleiben die geldlichen Zurechnungen seitens der Wojewodschaft immer dieselben. Die Wojewodschaft schlägt als Hilfsmittel die Spararbeit vor, was gleich einer Empfehlung, Kürzung der Unterstützungen kommt. Sollte letztere weiter auf ihren Standpunkt verharren, so kann man sich schon heute die Folgen dieser Maßnahme vorstellen, wenn berücksichtigt wird, daß an die 11 000 arbeitssuchende Personen im Königshütter Arbeitslosenamt registriert sind. Unter Hinzurechnung der nicht registrierten und Ausgesteuerten beträgt die Zahl der Arbeitsuchenden im Monat Dezember weit über die 15 000. Dieses ergibt nach der Einwohnerzahl von 81 000 Personen, daß fast jeder 6. Bürger der Stadt arbeitslos ist. Wenn weiter eine dreifache Familienanzahl durchschnittlich zugrunde gelegt wird, so werden direkt von der Arbeitslosigkeit in der Stadt an die 45 000 Leute betroffen. Und das dem so ist, beweist der Umstand, daß die Zahl der verabsagenden Mittagessen im ständigen Zunehmen begriffen ist. Nach einem Auszug wurden

MENSCHEN DER TIEFE

Ich hielt es für eine ganz gute Propaganda, die nur aus zwei Umständen nichts miligte. Erstens waren die Menschen, die sie anführten, ganz entblößt von Phantasie und ganz materiell in ihren Gedankengängen, ohne Sinn für das Unbekannte und in zu enger Verührung mit der Hölle hier auf Erden, um Angst vor der, die kommen sollte, zu fühlen. Zweitens ist es gar nicht Erlösung, sondern Essen, was müde, vom Unwetter der Nacht erschöpfte und aus Mangel an Schlaf elende Menschen bedürfen, wenn sie stundenlang gewartet haben, um ihren Hunger zu stillen. „Seelenfänger“, wie die Armen alle religiösen Agitatoren nennen, sollten die physiologische Basis der Psychologie ein bißchen studieren, wenn sie etwas von ihrer Arbeit haben wollen.

Gegen elf kam das Frühstück, nicht auf Tellern, sondern in Papier eingewickelt. Ich bekam nicht so viel, wie ich gern gehabt hätte, und ich bezweifle, daß ein einziger bekam, was er gern bekommen hätte, oder auch nur halb soviel, wie er brauchte. Ich gab die Hälfte meines Brotes dem Tramp, der auf Buffalo Bill wartete. Und als er gegessen hatte, war er noch ebenso gierig wie zuvor.

„Das ist also das Frühstück! Zwei Scheiben Brot, ein Krümelchen Brot mit Koffein, das Kuchen genannt wird, ein durchsichtiges Stüchchen Käse und eine Tasse, „verheißenes Wasser!“ Viele von uns hatten seit fünf Uhr auf diese Bewirtung gewartet, keiner von uns weniger als vier Stunden. Als Zugabe hatte man uns wie eine Herde Schweine, wie in ein Jag verpackte Heringe, wie Verdammte behandelt und uns vorgepredigt und -gehetet, und das war noch nicht alles.

Raum war das Frühstück verzehrt, und das ging jaft schneller, als man es erzählen kann, als auch schon die müden Köpfe zu nicken und herabzusinken begannen, und im Laufe von fünf Minuten war die Hälfte von uns eingeschlafen. Kein An-

zeichen ließ darauf schließen, daß wir hinausgelassen werden sollten, hingegen bereitete man eine Versammlung vor. Ich sah auf eine kleine Uhr an der Wand. Sie zeigte fünf Minuten nach halb zwölf. Wie die Zeit fliegt dachte ich — und dabei muß ich auf die Arbeitsuche.

„Jetzt möchte ich gehen“, sagte ich zu ein paar Kameraden neben mir.

„Du mußt bis nach dem Gottesdienst bleiben“, lautete die Antwort.

„Habt ihr etwa Lust zu bleiben?“ fragte ich.

Sie schüttelten den Kopf.

„Dann laßt uns aufstehen und sagen, daß wir fort wollen“, beharrte ich. „Kommt nur.“

Aber die Ärmsten wagten es nicht. So überließ ich sie denn ihrem Schicksal und wandte mich an den nächsten Zeilsamee-Mann.

„Ich möchte gern gehen“, sagte ich. „Ich kam, um etwas Frühstück zu bekommen und Kräfte für die Arbeitsuche zu sammeln. Ich dachte nicht, daß es so lange dauern würde. Ich glaube, ich habe eine Möglichkeit, in Stepney Arbeit zu bekommen, und je eher ich dort hinkomme, desto besser.“

Er war sicher ein braver Burke, wenn ihn auch mein Wunsch sehr erstaunte. „Ach“, sagte er, „jetzt haben wir gleich Gottesdienst, bleib lieber da.“

„Aber dann bekomme ich keine Arbeit“, wandte ich ein. „Und Arbeit ist im Augenblick das wichtigste für mich.“

Da er nur Gemeiner war, verwies er mich an den Adjutanten, und ihm wiederholte ich die Gründe, warum ich zu gehen wünschte, und bat ihn höflich mich hinauszulassen.

„Nicht zu machen“, sagte er, indigniert über eine solche Undankbarkeit. „Was für ein Einfall!“ schnarrte er. „Was für ein Einfall!“

„Seht das, daß ich nicht hinauskommen kann, daß Sie mich gegen meinen Willen zurückhalten wollen?“ fragte ich.

„Ja!“ riefte er.

Ich weiß nicht, was hätte geschehen können, denn jetzt begann ich zornig zu werden. Indessen hatten die „Speisenden“ bemerkt, daß etwas nicht in Ordnung war, und er zog mich deshalb in ein anderes Zimmer, wo er mich ersuchte, ihm zu sagen, warum ich gehen wollte.

„Ich will gehen“, sagte ich, „weil ich versuchen will, in Stepney Arbeit zu bekommen, und mit jeder Stunde verringert

sich meine Chance. Als ich kam, glaubte ich nicht, daß es so lange dauern würde, bis ich Frühstück bekomme.“

„Du hast also Geschäfte, was?“ sagte er höhnisch. „Du bist Geschäftsmann, was? Warum bist du denn überhaupt gekommen?“

„Ich bin die ganze Nacht draußen herumgelaufen und brauchte ein bißchen Essen, um mich zu stärken, ehe ich auf die Arbeitsuche ging. Deshalb kam ich.“

„Ja, das ist hübsch“, fuhr er in demselben höhnischen Ton fort. „Ein Geschäftsmann kommt her und nimmt armen Leuten am Morgen das Frühstück weg. Das hast du getan.“

Ich wußte, daß das Rüge war, denn wer gekommen war, hatte auch Einlaß gefunden.

Nun fragte ich: War das christlich, war das ehrlich? Dürfte er das — nachdem ich ihm deutlich erklärt hatte, daß ich obdachlos und hungrig war und Arbeit suchen wollte — mich einen Geschäftsmann nennen und dabei zu bleiben, daß ein Geschäftsmann wohlhabend sei und nicht nötig habe, Barmherzigkeitsfrühstück zu essen, und behaupten, daß ich dadurch einen hungrigen Arbeitslosen beraubt hätte, der keine Geschäfte machen könnte?

Ich schludte meinen Zorn hinunter, erklärte ihm jedoch die Sache noch einmal, wobei ich klar und deutlich seine Ungerechtigkeit betonte, wenn er die Dinge so auf den Kopf stellte.

Da ich keine Nachgiebigkeit zeigte — ich glaube meine Augen funkelten —, führte er mich nach der Rückseite des Gebäudes, wo auf einem offenen Hof ein Zelt stand. In demselben höhnischen Ton, in dem er die ganze Zeit gesprochen hatte, unterrichtete er einige Gemeine davon, daß hier ein „Burke“ sei, der Geschäfte hätte und nicht zum Gottesdienst bleiben sollte.“

Sie waren pflichtschuldigst erschüttert und haben unbegreiflich sich entsetzt aus, als er ins Zelt trat, um den Major zu holen. Hierauf erklärte er diesem die Sache, immer in demselben höhnischen Ton und mit besonderem Nachdruck auf dem Worte Geschäft.

Der Major war ein ganz anderer Mensch. Er gefiel mir auf den ersten Blick, und ihm legte ich die Sache nochmals dar. „Wußten Sie, daß Sie zum Gottesdienst bleiben mußten?“ fragte er.

„Keineswegs“, antwortete ich, „dann wäre ich lieber ohne Frühstück gegangen. Es ist hier weder ein Platz darüber angeschlagen, noch hat es mir jemand gesagt.“ (Fortf. folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Um Wiedersehen wird gebeten

Von H. Noiba.

Der Bankraub bei Straßburg u. Cie. war — daß mußten die erfahrensten Kriminalisten zugeben — tadellos durchgeführt worden. In den frühen Nachmittagsstunden waren in einem Augenblick, in dem kein Kunde sich im Schalteraum befand, drei Herren eingetreten und hatten, ohne sich erst lange mit Vortreden aufzuhalten, zu arbeiten begonnen. Einer von ihnen sperrte durch irgendeine Klemmvorrichtung die Eingangstür ab und hingte ein Pappdeckelschild an die Glasscheibe: „Von 2 bis 3 Uhr geschlossen!“, die anderen zwangen die drei anwesenden Beamten und die Stenotypistin, sich an die Wand zu stellen, und zwar mit dem Gesicht gegen die graue Tapete. Dabei wurde fast gar nicht gesprochen; die vorgehaltenen Pistolen waren offenbar für sich allein berechtigt genug. Dann wurde der Kassenschrank, in dem sich Bargeld für Tagesbedarf befand, mit großer Raschheit und Präzision ausgeräumt, und als die Beamten endlich wagten, den Kopf zu drehen, war der Raum schon wieder leer und die Eingangstür stand offen.

Nun wurde natürlich Lärm gemacht. Der Buchhalter stürzte auf die Straße, der Prokurist rief die Polizei an und loderte den Chef, der sich auf der Börse befand — kurz; es geschah, was in derartig aufregenden Fällen zu geschehen pflegt. Aber der Erfolg war nicht gerade bedeutend. Der Buchhalter sah auf der Straße keine Spur von den Räubern mehr. Der im Taxi ankommende Chef raufte sich die Haare und behauptete, wenn er hier gewesen wäre, hätte das nicht geschehen können. Wodurch aber die 53 000 Mark, die den Räubern in die Hände gefallen waren, nicht wieder zur Stelle kamen: Die Polizei untersuchte den Kassenschrank sehr eingehend nach Fingerabdrücken, fand aber keine, da die Verbrecher mit Handschuhen gearbeitet hatten. Dann wurden die Beamten vernommen, um wenigstens das Signalement der Räuber festzustellen. Aber mit dem, was die drei Beamten auszusagen konnten, war nicht viel anzufangen. Ihre Angaben widersprachen einander. Nach dem Prokuristen waren die Räuber glattrasiert, trugen Ueberzüge, und tiefe Hüte — Farbe unbekannt — und waren mittelgroß. Der Buchhalter hingegen behauptete, sie hätten kleine Bärtschen getragen, wären mindestens einen Meter achtzig groß gewesen, und alle schon in reiferen Jahren. Eine präzisere Aussage machte dagegen die Stenotypistin; sie hatte wenigstens einen von den drei Verbrechern genauer gesehen und zwar den Mann, der die Tür abgesperrt hatte. Sie beschrieb ihn: mittelgroß, schlank, glattrasiert, hellbraunen Ueberrock, ebensolcher Hut und taubengraue Krawatte mit dunkelblauen Tupfen. Etwa dreißig Jahre alt. „Wenigstens etwas!“, sagte anerkennend der Kriminalkommissar Zuckermann, war sich aber auch noch nicht im Klaren, was er nun mit diesem Signalement anfangen sollte.

Nun begab es sich aber, daß noch am gleichen Tage in einem Wagen der Straßenbahn 92 ein Pappdeckelschild gefunden wurde: „Von 2—3 Uhr geschlossen!“ Die Linie 92 war gerade um die Zeit in der der Raub vollendet war, an dem Bankhaus vorbeigefahren, und es war demnach sehr wahrscheinlich, daß die Räuber, oder wenigstens einer von ihnen die Elektrische benutzt hatte; der Schaffner glaubte sich auch daran erinnern zu können, einem Fahrgast eine Karte gegeben zu haben, auf den das Signalement des einen Bankräubers zutraf. Und darauf gründete nun Kommissar Zuckermann seinen Plan. Am anderen Morgen erschien in den Blättern folgendes Inserat:

„Jener hübsche, junge Mann in braunem Ueberrock mit taubengrauer, dunkelgepunkteter Krawatte, der am gestrigen Dienstag gegen 3 Uhr nachmittags in Linie 92 neben eleganter junger Dame saß, wird um Wiedersehen gebeten. Bin Donnerstag nachmittag zwischen sechs und sieben im Café Eldorado. Erkennungszeichen: gelbe Orchidee.“

„Er wird kommen!“ sagte Zuckermann zu Straßburg, „bestimmt wird er kommen! Bedenken Sie bloß: „hübscher junger Mann“ — „elegante junge Dame“ — darauf fällt jeder herein. Wir brauchen jetzt nur noch mit Ihrer Stenotypistin zu reden — die setzen wir ins Eldorado — ohne gelbe Orchidee natürlich, damit der Kerl nicht Lunte riecht — und dann können wir den Burschen glatt fassen!“

Die Stenotypistin — Lucy hieß sie übrigens und war ein durchaus nicht übles Mädchen — fand sich gerne bereit, zwei Stunden im Eldorado zu sitzen — es war immerhin ein Vergnügen, das sie sich nicht alle Tage leisten konnte. Besonders nachdem ihr der Chef noch eine Extragratisifikation für den Fall versprochen hatte, daß der Verbrecher wirklich gefangen wurde.

Am Donnerstag um sechs Uhr saß Fräulein Lucy bereits an einem der kleinen Marmortischen im Eldorado.

Weihnachtsbotschaft

Von Hermann Claudius.

Arbeiter der Erde:
wir sind wie das Meer.
Unsere Fluten wandern
unaufhaltsam her.

Unsere Fluten wandern
ungehemmt im Schritt.
Menschen aller Erde
müssen, müssen mit.

Völker werden fallen,
Reiche schnell vergehn —
Arbeiter der Erde,
aber wir bestehn!

Arbeiter der Erde,
unser ist die Zeit.
Arbeiter der Erde,
alle, seid bereit!

Arbeiter der Erde,
reicht euch die Hand!
Auf aus unsern Fluten
steigt das neue Land!

„Gemütlichkeit“

Von D. B. Wender.

Es wurde abgestimmt. Zum Vergnügungsleiter wurde dann einstimmig Gregor Strahler gewählt. Der lange Eisendreher wand sich wie ein Wurm. Er sei viel zu duffelig dazu, wenn er mit den Musikern verhandeln solle, bekomme er das Stottern. Aber es half ihm nicht, er mußte das Amt annehmen, und eine Lage kostete die Sache auch. Die zweite Lage gab Lagerhalter Vogelbein freiwillig. Die dritte Runde schob der Wirt ein.

Der Wirt ließ auch das Grammophon spielen, weil die Tagesordnung damit erledigt war. Das Grammophon sang Tauber, sang „O Mädchen, mein Mädchen“. Gregor Strahler begann auch Tauber zu singen „O Mädchen, mein Mädchen“. Ein Fleischermeister, der seinen Abendschoppen trank, küßte sich darauf gemüht, wie er sagte, eine Lage Korn dazwischen zu schieben.

Er sei vor drei Wochen in Berlin gewesen und habe Tauber persönlich gehört. Sein Bruder, der in der Schwäbischen Straße eine Fleischerie betriebe, habe die Karten besorgt gehabt, zwölf Mark der Platz, es wäre aber ein Kunstgenuß gewesen. Doch wo er nun Gregor Strahler gehört habe, müsse er sagen, an ihm sei ein Tauber verlorengegangen.

Das kostete dem Eisendreher von Pott & Söhne natürlich eine Lage. Das Grammophon mußte darauf „Ich habe den Frühling gesehen“ spielen, weil Gregor da am besten mit der Stimme zittern konnte. Dem Fleischermeister kamen dabei die Tränen, er hatte ein weiches Gemüt, er ließ eine Runde vom besten, Herr Wirt, vom allerbesten Kognak bringen.

„In solcher Gesellschaft kommt es mir nicht darauf an.“ Nun machte auch der Kassierer Ignaz Czekaalla den Mund auf. Ignaz Czekaalla hatte viel Ärger in seiner Familie. Ein Sohn saß im Gefängnis, seine Tochter Hella trieb sich rum, er selbst aber war die Gewissenhaftigkeit selbst. Immer saß er schwer auf seinem Stuhl, die Worte, die er beisteuern wollte, sprach vorher der Mund eines anderen. Nur wenn er getrunken hatte, liefen sie schneller, fiel das Schwere aus seinem Weien, und er konnte mithalten.

„Nein, Paul, du bezahlst hier nichts.“ Ob Gregor Strahler auch das Heidegrab singen könne, er halte das Lied für das allerhöchste, fragte der Fleischer, er wollte gut und gern noch eine Lage vom allerbesten Kognak geben, wenn Gregor ihm das Lied singen wolle, er bitte aber dann um Ruhe, um äußerste Ruhe, damit der Gemüth schon sei.

Selbstverständlich konnte Gregor das Heidegrab singen, zweimal lang er es und trank dann Brüderschaft mit dem Fleischermeister.

„Gregor.“
„Stefan.“
„Proßt Gregor!“
„Proßt Stefan!“
Dann sangen sie alle das Heidegrab.

Nicht weit von ihr entfernt, in Reichweite sozusagen, saßen zwei Herren, die interessiert Zeitung lesen, und denen man es nicht anjah, daß sie sehr gediegene Stahlspangen in ihren Brusttaschen und für alle Fälle auch brauchbare Pistolen griffbereit hatten. Fräulein Lucy saß wie auf dem Präsentierteller, von dem Magazin, das sie in den Händen hielt, flogen ihre Blicke häufig zur Tür und spähten nach einer gelben Orchidee aus. Sie fand es übrigens aufregend nett hier. Im Hintergrund jазzte ein berühmtes Orchester, und der Kuchen war so prima, daß sie sich noch einen zweiten bestellte — es ging ja heute auf Geschäftsunkosten.

Kurz vor sechs kam die erste Orchidee zur Tür herein. „Hübscher, junger Mann?“ Das könnte man nun nicht gerade sagen, denn dieser mittelgroße, fabelhaft elegant angezogene Herr hatte sicher seine fünfzig Lenze hinter sich. Sein Gesicht sah trotz aller Zurückhaltung schon recht abgelebt aus, und wie er jetzt jugend von Tisch zu Tisch ging, sah er aus, wie eine hungrige Ratte. „Widerlich!“, dachte Fräulein Lucy. Herr Zuckermann am Nebentisch räusperte sich fragend. Fräulein Lucy schüttelte den Kopf — nein: das war der Bankräuber nicht! Trotz der gelben Orchidee, die sehr ostentativ in seinem tadellosen Ueberrock steckte. Er wollte offenbar gar nicht glauben, daß die „elegante junge Dame“, die er suchte, nicht anwesend war und während er noch immer suchend umherirrte, erschien eine zweite Orchidee — eine dritte — eine vierte! Merkwürdig, höchst merkwürdig, was alles unter der Bezeichnung „hübscher junger Mann“ gehen wollte!

Im Verlauf der nächsten halben Stunde erschienen im Eldorado rund sechzig gelbe Orchideen; ihre Träger, junge, mittelalterliche, alte, Vortafasienjünglinge und Liebesreife, irrten durch das Café, maßen einander mit feindlichen Blicken, suchten angestrengt nach der „eleganten jungen Dame“, verschwanden sichtlich betroffen wieder, als sie merkten, daß sie bereits die Heiterkeit des Publikums erregten, dem die Prozession der „gelben Orchideen“ doch allmählich auffallen mußte. Fräulein Lucy sah sich die einzelnen Träger der hübschen gelben Blume sehr genau an; Zuckermann und sein Kollege nicht weniger. Aber gerade der, auf den die drei warteten, kam nicht.

Am dreiviertel sieben erregte der Eintritt einer „neuen Orchidee“ bereits schallendes Gelächter, aber Fräulein Lucy und die beiden Kriminalisten blieben auf dem verlorenen Posten, bis die letzte Orchidee sich verkrümelte hatte und keine neue mehr erschien.

Kommissar Zuckermann war sehr ärgerlich. „Ich habe“, sagte er, „die notorische männliche Eitelkeit ausnützen wollen, aber ich habe sie maßlos unterschätzt. Unglaublich, was da alles erschienen ist! Und gerade der, den wir fördern wollten, war schlau genug, nicht zu kommen!“

„Er wird das Inserat nicht gelesen haben“, meinte Lucy, „sonst wäre er sicher auch gekommen.“

Sie hatte bereits ihre eigene Ansicht über die Männer.



Bei den amerikanischen Kindern in Berlin war schon der Weihnachtsmann

Der Weihnachtsmann bringt den Kindern der amerikanischen Kolonie in Berlin Weihnachtsgeschenke aus der Heimat.

Sie sangen alle das Heidegrab.

Alle sangen sie das Heidegrab.

„Paul, nun mußt du auch was machen!“

„Ja, Paul, jetzt bist du dran!“

Da stieg Paul auf einen Stuhl.

Was jазts Neues in Insterbruch, kündete Paul an.

Nu, was jазts Neues in Insterbruch, Frau Steputaten?

— Nu, was soll es jазn Neues in Insterbruch: die Tant ist jesterben. — Die Tant ist jesterben? — Ja, die Tant ist jesterben. — Nu, wieso ist die Tant jesterben? — Die Tant ist jesterben, weil der Ami tot ist. — Der Ami ist tot? — Nu ja, der Ami ist tot. — Wieso ist der Ami tot? — Der Ami ist tot, weil sie ihn vergiftet haben. — Den Ami verjastet? — Na ja doch. — Wieso haben sie den Ami verjastet? — Nu, weil der Onkel ins Jazängnis siht. — Der Onkel siht ins Jazängnis? — Nu ja doch. — Wieso siht der Onkel ins Jazängnis? — Weil er Wechsel jefalscht hat, siht der Onkel ins Jazängnis. — Das hat er schon immer jetan! — Nu ja doch, hab ich fleisch jesagt, et jibt nichts Neues in Insterbruch.

Da mußte Paul mit dem Fleischermeister Brüderschaft trinken. „Wo hast du bloß die Sprache gelernt, Paul?“

„In meiner Kompagnie war einer.“

„Beim Militär, sihtste beim Militär. Das war doch die schönste Zeit, nicht, Paul? Wolln mal einen Marsch blasen lassen! Herr Wirt, einen Marsch aus Gramophon!“

Aber Paul winkte ab und Gregor winkte ab, da kam von der Platte her der Walzer „Rosen aus dem Süden“.

„Wenn ihr nicht wollt, gut! Keine Politik, gut!“

Aber er war doch beleidigt, der Fleischermeister, er sekte sich neben den Lagerhalter Vogelbein. Er habe gehört, die Laubentkolonie wolke ein Fest feiern. Da müsse doch unbedingt auch ein Fleischer sein, der da Wurst verkaufe. Gerade Bodwürste seien seine Spezialität, eine prima Wurst.

Ja, ein paar Wurststände mußten schon da sein.

Ob er mal welche runholen lassen solle.

Das hätte heute noch keinen Zweck, das würde erst noch in einer anderen Vorstandsitzung besprochen.

Na, er meine man, probieren könnten sie doch immerhin, eine prima Wurst. Aber Vogelbein wolke nicht; da war der Fleischermeister Stefan beleidigt, wo er doch eine prima Bodwurst mache. —

Gregor sang von der Donna Alara, die er im Traume gesehen, wenn die Ellabeth nicht so schlafte Boine hätt, im Rosengarten von Sansjoui. Ignaz meinte dem Paul Nummer vor über seine Tochter Hella, die fast keine Nacht zu Hause wäre, der Wirt löschte die Lampen, er bekam ein dienstliches Gesicht. „Feierabend!“

Sie erhoben sich langsam, der Fleischermeister wolke noch weiter; durch die offene Tür strich kühl die Nachtlust herein.

„Feierabend, meine Herren!“ Da gingen sie.

(Aus dem Bücherkreis-Roman „Laubentkolonie Erdengild“.)

Die unglückliche junge Frau

Von Honoré Balzac.

Diese Erzählung stammt aus dem Jahre 1832; sie ist bisher unbekannt geblieben und erst kürzlich von M. Beuteron entdeckt worden.

Eines Abends, erzählte Doktor Bianchon, wollte ich mich schlafen legen, ermüdet von diesen schrecklichen Touren, die wir armen Aerzte in den ersten Jahren unserer Praxis zu Fuß und beinahe nur aus Nächstenliebe machen müssen; da meldete mir mein altes Dienstmädchen, eine Dame wüßte mich zu sprechen. Ich rißte, und bald erschien die Unbekannte in meinem Arbeitszimmer. Ich ließ sie in einem Sessel am Kamin Platz nehmen, setzte mich selbst in eine andere Ecke ihr gegenüber und betrachtete sie mit jener prüfenden Neugierde, die den Menschen unseres Berufes, wenn sie die Wissenschaft lieben, eigen ist. Ich kann mich nicht erinnern, in meinem Leben einer Frau begegnet zu sein, die einen ähnlich starken Eindruck auf mich gemacht hätte. Sie war jung, bescheiden gekleidet, nicht mehr als hübsch, aber gut gebaut.

Sie sah mich mit Unruhe an, in ihren Worten und Gebärden war ein Schwanken, das meine Neugierde steigerte. Sie mußte erst ihr Schamgefühl überwinden und ich erwartete eines jener üblichen Bekenntnisse, an die wir Aerzte gewöhnt sind, die jedoch für die Patienten immer qualvoll sind. Plötzlich stand sie auf und sagte:

„Herr Doktor, es ist ganz überflüssig, Ihnen zu erzählen, was für ein Zufall mich mit Ihrem Namen, Ihrem Charakter und Ihrem Können vertraut gemacht hat.“

An der Aussprache erkannte ich in ihr eine Marseillerin.

„Ich bin“, fuhr sie fort, „seit drei Monaten mit Herrn von... Bataillonchef bei den Gardegrenadiere, verheiratet; er ist ein unbeherrschter Mensch und eifersüchtig wie ein Tiger. Seit sechs Monaten bin ich schwanger...“

Als sie diese Worte im Flüsterton sprach, konnte sie einen nervösen Stimmkrampf kaum unterdrücken.

„Ich gehöre einer der ersten Familien von Marseille an; ich bin achtzehn Jahre alt. Zwei Jahre lang war ich mit einem Vetter verlobt, einem liebenswürdigen jungen Mann, der aber nur einer Kaufmannsfamilie, der Familie meiner Mutter, angehörte. Wir liebten uns sehr. Vor acht Monaten kam der Graf von... mein heutiger Gatte, nach Marseille. Er ist ein Neffe der früheren Herzogin von... und ein Günstling des Kaisers. Er hat die herrlichste militärische Laufbahn vor sich: alles das verführte meinen Vater. Trotz meiner Neigung, die ihm bekannt war, beschloß er meine Heirat mit dem Grafen. Dieser Vorbruch führte zu einem Zwist zwischen den beiden Familien. Mein Vater fürchtete sich vor der Marseiller Festigkeit, die zu einem Unglück führen könnte, und zog es vor, diese Angelegenheit in Paris zustande zu bringen, wo die Familie meines Vaters lebt. Wir reisten ab.

Unterwegs, im zweiten Nachtquartier, gegen Mitternacht, weckte mich die Stimme meines Veters, und ich sah seinen Kopf neben dem meinigen... Das Bett meiner Eltern stand drei Schritte weit: nichts hatte ihn zurückgehalten... Wenn mein Vater aufgewacht wäre, hätte er ihn erschossen. Ich liebte ihn. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.“

Sie senkte den Blick und seufzte. „Ich habe oft das Rätseln gehört, das aus der Brust der Sterbenden dringt, aber ich muß eingestehen, daß das Seufzen dieser Frau, dieser Sterbenden, mit Verzweiflung vermischte Schmerz, diese Angst, durch einen Augenblick der Luft verurteilt, deren Abgang noch in den Augen der jungen Marseillerin zu leuchten schien — mich wie mit einem Schlag gegen die heftigsten Erscheinungen des Leidens abschüttelte.“

„In drei Tagen“, meinte sie wieder, „kommt mein Mann aus Deutschland zurück. Es wird mich umschlingeln, meinen Zustand vor ihm zu verbergen. Er wird mich umbringen. Ja, Herr Doktor, er wird nicht einmal davor zaudern. Mein Vetter wird sich erschließen, oder er wird meinen Mann fordern. Ich bin in einer Hölle...“

Sie sprach diese Worte mit einer erschreckenden Ruhe aus. „Adolf wird von seinen Eltern sehr kurz gehalten, sie geben ihm nicht genügend Geld für seinen Unterhalt; meine Mutter kann über ihr Vermögen nicht verfügen; ich selbst besitze gar nichts. Trotzdem haben wir zu drei vierhundert Franken zusammengebracht. Hier sind sie“, sagte sie, indem sie das Geld aus ihrem Mieder hervorholte und es mir reichte.

„Und nun, gnädige Frau?“ fragte ich.

„Und nun“, erwiderte sie und schien über meine Frage verwundert. „Ich komme zu Ihnen mit der flehentlichen Bitte, die Ehre zweier Familien, das Leben dreier Menschen und meiner Mutter auf Kosten meines unglücklichen Kindes zu retten.“

„Sprechen Sie nicht weiter“, sagte ich ihr kaltblütig und nahm das Geldbuch vom Regal.

„Sehen Sie sich das an“, zeigte ich ihr eine Seite, die sie zweifellos nicht durchgesehen hat. „Sie würden mich aufs Schafott schicken. Sie bieten mir ein Verbrechen an, das vom Gesetz mit dem Tode bestraft wird, und Sie selbst würden man vielleicht noch fürchterlicher als mich bestrafen... Doch sogar wenn die Justiz nicht so streng wäre, würde ich mich mit einer Operation dieser Art nicht befehlen; sie ist fast immer ein Doppelmord, denn es kommt selten vor, daß die Mutter nicht auch zugrunde geht. Sie könnten einen besseren Ausweg finden. Warum fliehen Sie nicht? Gehen Sie doch ins Ausland...“

„Ich würde entsetzt sein.“

Sie bestand noch eine Weile auf ihrem Wunsch, weich, mit einem dumpfen Unterton der Hoffnungslosigkeit. Ich verabschiedete sie.

Am zweitnächsten Tage, um acht Uhr morgens, kam sie wieder. Als ich sie in mein Arbeitszimmer eintreten sah, bedeutete ich ihr mit einer berechneten Gebärde meine Weigerung; aber sie wußte sich so schnell vor mir auf die Knie, daß ich sie nicht mehr daran hindern konnte.

„Hier“, rief sie, „hier sind zehntausend Franken!“

„Nein, gnädige Frau“, antwortete ich, „weder hunderttausend noch selbst eine Million würden mich zum Verbrechen verleiten. Sollte ich Ihnen sogar in einem Augenblick der Schwäche Hilfe verschaffen, so wäre ich später, wenn ich handeln müßte, zur Vernunft gekommen und wortbrüchig geworden. Ich bitte Sie, mich zu verlassen.“

Sie stand auf, setzte sich und brach in Tränen aus. „Ich bin verloren!“ rief sie. „Mein Mann kommt morgen zurück.“

Dieses fürchterlich schmerzliche Bild verfolgte mich den ganzen Tag. Ich hatte diese bleiche Frau fortwährend vor meinen Augen, fortwährend las ich die Gedanken, die aus ihrem letzten Blick sprachen. Abends, als ich zu Bett gehen wollte, brachte mir eine alte, gekrüppelte und nach Straßenfot riechende Frau einen Brief, der auf einem fettem, veralteten Papier

fehler hingefügt war; die Schrift war kaum zu lesen, und es war etwas Entsetzliches in dieser Botchaft und in diesem Bots.

„Ich bin von einem ungeschickten Kurpfuscher in einem verdächtigen Hause infiziert worden, denn nur dort fand ich Mittel. Ich bin verloren. Ich befinde mich unter dem Namen „Frau Lebrun“ im „Picardischen Hotel“ in der Seine-Straße. Das Unglück ist geschehen. Werden Sie jetzt den Mut haben, mich zu besuchen und sich zu vergewissern, ob es für mich noch irgendeine Rettungsmöglichkeit gibt? Werden Sie eine Sterbende geneizigelt anheben?“

Glühender Frost lief durch meinen Körper. Ich warf den Brief ins Feuer und legte mich hin; aber ich schlief nicht: ich wiederholte mehrmals und beinahe mechanisch: „Die Arme, die Arme...“

Am nächsten Tage, nachdem ich alle meine Besuche erledigt hatte, ging ich, von einem inneren Zwang geführt, ins angegebene Hotel. Unter dem Vorwand, auf der Suche nach jemand, dessen Adresse ich nicht genau kannte, zu sein, holte ich vorsichtig Erkundigungen ein. Der Portier sagte mir:

„Nein, mein Herr, wir haben keinen Gast dieses Namens. Gestern kam eine junge Dame an, aber sie wird nicht mehr lange hier bleiben... Sie ist heute mittag gestorben.“

Ich verließ eilig das Haus und nahm eine ewige Erinnerung an Trauer und Grauen mit. Ich sehe selten einen einsamen Leichenzug, ohne Verwandte, ohne Freunde, durch Paris ziehen, ohne dabei an dieses Abenteuer zu denken. Und jedesmal erwiderte ich darin ein neues Thema zum Nachdenken. Es ist ein ganzes Drama, das sich zwischen fünf Personen abspielt: ihre mir unbekannten Schicksale laufen vor mir auf tausendfache Art und Weise ab und beschäftigen mich oft stundenlang...

(Deutsch von J. Andurski-Schubert.)

Kurzschluß im vierten Akt

Von Heinrich Lersch.

Ein berühmter Sänger, der mit Gastspielen die Opernhäuser füllte, beglückte mit seiner großen Stimme selbst die Theaterarbeiter, denen die Kunst bei ihrer Arbeit oder dem Ausruhen nicht mehr wie störende Geräusche geworden war. Heute aber mußte sogar der kleine Maschinist, der das Licht und die Motoren zu beaufsichtigen hatte, sich mit Nervosität und Wut auf die Bühne und Ohren zupropfen um bei seiner Sache zu bleiben. In der großen Pause nach dem dritten Akt kam der Regisseur zum Maschinisten herunter und erklärte ihm, daß im vierten Akt die verstellbare Plattform gebraucht werde: Die große Arie ende mit dem Tod des Helden. Der Sänger ließe sich auf die Plattform niederfallen, es würde ein Drahtgestell mit einem Tuch bedeckt, über die Leiche geschoben und sofort verlasse der Gast die Bühne, um auszuweichen. Beim Aktluß, wenn der Gast gerufen werde, habe er ihn pünktlich wieder auf die Bühne zu befördern. Der Gast sei heute nervös — die Sache müsse klappen, auch ohne Probe.

Der Maschinist ließ die Maschine anlaufen, beobachtete das Sinken der Plattform, ließ sie wieder steigen und hielt sich in Bereitschaft. Während der großen Arie hörte er, die Hand am Schalthobel, zu... Verlörende Orchesterklänge, die ausschwebende Stimme, Solo, bannende Spannung — Schrei, Fall — der Maschinist ruckte an und der Motor summite. Nieder sank die Plattform, der Gast wurde vom Hilfsregisseur empfangen und verschwand.

Vierter Akt. Im Orchesterhaus und Stimmenklang ließ der Maschinist seine Gedanken hinter dem Gast hergehen. Warum der nicht die zwanzig Minuten still liegen konnte? Zu nervös zum Stillliegen? Das verdammte Theaterpielen machte die besten Menschen kaputt, je größer, desto nervöser. Er hatte gehört, daß sie das Publikum, dem sie sich opferten, nicht einmal liebten, ja haßten, wie alle Masse... Auch der kleine Maschinist war Masse für ihn, den Großen. Und die Masse trug den Großen Ruhm, Ehre, Geld herbei. Die Kunst, ja, die gaben sie dem Volke, aber der Künstler wollte mit diesem Volk wenig zu tun haben. — Und dennoch mußten sie ihn lieben, den, der sie haßte.

Der Aktluß kündigte sich mit vollem Orchester und tönendem Chor an — der Hilfsregisseur kam, hinter ihm der Sänger, der sich auf die Plattform legte. „Auf!“ kommandierte der Regisseur. Der Maschinist ging rund um die Plattform, drückte das Bein des Liegenden weiter zurück, legte die Hände auf die Brust des Sängers und beobachtete genau die Lage. Trotz der befehlenden Stimmen zögerte der Maschinist, drückte fast unmutig an den Körperteilen des Gastes, warnte noch einmal vor dem Verschieben der Gliedmaßen und ging, rückwärt, an den Schalthobel. Er ließ den Motor laufen. Oben, auf der Bühne brauste der Zusammenklang aller Stimmen und Instrumente, der Maschinist starrte auf die Signallampe, drehte sich plötzlich um und lief an die steigende Plattform, da sah er den Kopf des Sängers über die Platte hinausragen. Der Maschinist sah schon, wie die zwangsläufig steigende Platte den Kopf zwischen dem Bühnenboden abquetschen mußte. Er hatte zwei Sekunden Zeit, eine zum Überlegen, die andere zum Handeln. Zum Motor war es zu weit, er sprang an die Schalthobel, schlug mit der Hand den großen Schalthobel heraus, die Flammen schossen ihm aus den Sicherungen entgegen, grünrot schwelte der Brand des Kupfers in schmorendem Kurzschluß. Alles Licht im Saale, auf und unter der Bühne erlosch — aus der jähren Stille brach der panische Schrei von zehntausend Menschen.

Der Regisseur riß die Taschenlampe hervor und der Maschinist kam: er beleuchtete den Sänger und wies auf den Kopf, der über die Platte, auf den Arm gelegt, hinausragte. Der Sänger hatte das Bein zurückgezogen, aber nicht auf seinen Kopf geachtet. Er ließ den herbeilebenden Direktor stehen, löschte den Brand der Leitungen und machte sich daran, den entstandenen Schaden zu reparieren. Inzwischen war der Gast von der Bühne weggeleitet und das Publikum beruhigt worden. Eine Viertelstunde wartete die ganze Oper auf den Fortgang des Spieles, in dessen die Monteure mit dem Maschinisten im Schein der Notlampen arbeiteten.

Erst als der Sänger ausgeruht, mit seinen Freunden und geladenen Gästen gegessen hatte, und schon beim Kaffee saß, erkundigte er sich gelegentlich nach der Ursache der Störung. Er hatte ja, weil er der Bühne näher war als dem Maschinenraum, von nichts erfahren. Der Direktor, etwas verlegen, erklärte, wie das heute Haupt des Gastes im letzten Augenblick vor dem Abschieden gerettet werden mußte, wie die Aufzugsmaschine ihn fast quillotiniert hätte,



Eine Operette des berühmten Violin-Virtuosen Kreisler uraufgeführt

Eine Szene der Operette „Eiffel“, deren Komponist der weltbekannte Geiger Fritz Kreisler (Porträt im Kreis) ist, bei der Wiener Uraufführung. Die Handlung führt in die Jugendzeit Kaiser Franz Josef I. und schildert seine Liebe zu der schönen Prinzessin Elisabeth von Bayern, die er dann zu seiner Gemahlin machte.

weil die auch körperliche Größe des Gastes nicht auf die Plattform, die für gewöhnliche Maße hergerichtet sei, gepaßt habe. Nun aber könne man die glückliche Errettung feiern.

Der Sänger starrte den Redner an, wurde sich jetzt erst des Inhalts der Worte bewußt und erlitt jetzt erst das Schauern — das Gefühl der Machtlosigkeit durchzog ihn wie lähmendes Gift. Entsetzen stieß ihn in die unsichtbaren Krallen des mechanischen Dämons, erft die beruhigenden Worte der Freunde belebten ihn. Dann aber triumphierten das Leben und die Natur: Jetzt sang er, sich selbst zur Lust, feierte das gerettete Dasein wie eine Wiedergeburt und pries die Sekunden, die ihm ein neues Leben geschenkt hatten.

Wäre jemand unter den Geladenen gewesen, der das Leben in dieser Zeit unter Maschinen und dem elektrischen Strom bis auf den Grund erlitten hätte, er würde des kleinen Maschinisten gedacht und in wenig Worten gezeigt haben, daß in der unerbittlichen Zwangsläufigkeit der ersten Mechanik ein lebendiger Mensch eingeschaltet ist. Ein Mensch, der bereit sein muß, sich zwischen die unbelebten Massen von Eisen und Stahl zu werfen, mit Hirn und Händen bewußt mit dem Dämon Maschine, todschreckend, zu kämpfen; daß die letzte Vollkommenheit der Technik erst die Hingabe des Arbeiters ist, der sein menschliches Leben zur Seele der Maschine, zu ihrem fehlenden Geist, transformiert, damit sie nicht vernichte, was sie bildet.

Diese Seele der Maschine war für einen kurzen Augenblick der kleine Maschinist gewesen, der, als er den Sänger rettete, vom elektrischen Strom erfasst und verbrannt, hinfallen konnte. — Aber selbst dem Arbeiter war es nicht bewußt geworden; er erzählte das Ereignis zwischen Ausziehen und Zubettgehen seiner schlaftrunkenen Frau, die es am anderen Morgen auch wieder vergessen hatte.

Bayrische Geschichten

Papier.

Was die Bayern doch für nette, höfliche, gefällige Menschen sind, habe ich erst kürzlich wieder erfahren. Ich hatte auf einem kleinen Postamt eine lagernde Geldsendung abzuholen. Achtzig Mark Mitarbeiterhonorar. Der Schalterbeamte wies mir den gesamten Betrag in funkelnden neuen Silberstücken hin. Meine Geldbörse hätte den Reichtum nie zu fassen vermocht... Da beugte ich mich zum Schalter nieder und nahm ein bißchen genommen — weil ich auf einen Anschnauzer gefaßt war — den Anlauf zu der Bitte: „Ach, könnte ich vielleicht Papier haben?“ Aber kein Anschnauzer kam. Im Gegenteil! Nur eine Sekunde stützte er. Dann blickte ein Funke menschlichen Mitgeföhls in seinen Augen. Berlassen kramte er in seiner Schreibtischlade. Sein Gesicht bekam einen ratlosen, bekümmerten Ausdruck... Und er beugte sich ganz nahe zu mir vor. So nahe, daß nicht einmal mein Hintermann ein Wort hätte verstehen können. Und flüsterte distret: „Darf's a a Zeitung sein, Herr Doktor?“

Die A n a d w u r t.

Im Bahnhof zu Regensburg läuft der Schnellzug München-Berlin ein. In einem Abteil zweiter Klasse sitzen mehrere sächsische Touristen, die schon viel von den berühmten Regensburger Knackwürsten gehört haben und nun bei dieser Gelegenheit dieselben probieren wollten. Einer von den Herren winkt einen Knaben heran, gibt ihm eine Mark und sagt: „Junge, für diese Mark da holst du mir in der Restauration drüben schnell Knackwürste. Eine davon gehört dir für's Holen und die andern bringst du mir, aber laß schnell!“ Der Junge geht. In einigen Minuten ist er wieder da und gibt dem Herrn statt der erhofften Knackwürste 80 Pfennig zurück mit dem Bemerkten: „As hot blos mehr aa Knackwürst geb'n und dö hob i glei gegess'n, weil s'g'lagt ham, oane g'hört mir, und dö bring i noch achzig Pfennig z'ruck.“ Sagt's und geht wieder. Die Sachen aber führen mit enttäuschten Gesichtern, jedoch unter großer Heiterkeit zum Bahnhof hinaus.

D ü n g e r.

Eine unglaubliche Geschichte wird aus Reichenbach (Gule) berichtet. Dort erschien ein 69-jähriger Bauer beim Pastor und erklärte unter großem Verlegenheitsgefühl, er wolle unbedingt noch einmal heiraten. „Na, Sie sind doch schon ein bißchen zu alt dazu!“ jagte der Pfarrer. — „Bisla Se, ich hoa nämlich a kleines Gäril... und da hoa ich immer ne genug Dünger...“ meinte der Heiratslüftige. — Das ist jedenfalls — die neue Sachlichkeit!



Frohe Weihnachten

Weihnachtsball auf dem Dorfe

Erlebnisse einer Winterwanderung v. Wilhelm Tietgens.

Wir waren auf unserer leider schneelosen Winterwanderung durch den Fläming am 2. Weihnachtstage von der Dunkelheit überrascht worden und beeilten uns, das nächste Dorf zu erreichen. Der Weg war für die müden Beine länger als wir dachten, bis endlich in der Ferne ein Licht aufblitzte und bald darauf die ersten Häuser erreicht waren. Es war erst 5 Uhr, doch das trübnahe Wetter und die vorzeitige Dunkelheit ließen das Dorf wie ausgestorben erscheinen. So hatten wir Mühe, das Gasthaus zu finden.

Ein unfreundlicher Empfang.

Die vielköpfige Wirtsfamilie saß in der düsteren, unfreundlichen Gaststube beim Abendbrot. Unser Gruß wurde mit einem unverständlichen Gebrumm beantwortet — wir kamen offenbar unangelegen. Wir fragten nach Nachtquartier. Die Großmutter, eine noch nicht sehr alte Frau mit großem schwarzem Kopftuch und strengen Falten im Gesicht, sagte kurz „nein!“ und sah hastig weiter. Glücklicherweise hatte die Großmutter nicht mehr das Regiment im Hause. Der Wirt, ihr Sohn, hatte sich mit seiner Frau kurz verständigt und sagte auf unsere nochmalige Frage: „Das wird sich wohl einrichten lassen.“ So nahmen wir am Tisch neben dem Weihnachtsbaum, einer dünnen Kiefer mit bunten Glasugeln und grünroten elektrischen Kerzen Platz und warteten geduldig und bescheiden, bis die Wirtsfamilie fertig gegessen hatte. Erst dann erhielten wir nicht ohne Umstände zu essen und zu trinken. Und nun erfuhren wir auch den Grund des so merkwürdigen unangenehmen Empfanges: Um 6 Uhr sollte der langangekündigte Weihnachtsball, das große Ereignis des Dorfes, beginnen! Die eifrigen Vorbereitungen und mehr noch die gespannte Erwartung hielten die Wirtsleute in Atem und erlaubten ihnen nicht, sich „fremden“ Gästen zu widmen. Wir waren also wirklich höchst unangelegen gekommen und merkten es auch später an unserem mehr als primitiven Nachtquartier.

Nun wir aber aufgenommen waren, und mit Rücksicht auf die erwarteten Festgäste — wunschgemäß! — sehr schnell gegessen hatten, freuten wir uns, ein so seltenes Fest mitzuerleben. Ein Weihnachtsball in einem Stadtfernen, nur wenige hundert Einwohner zählenden Dorf war sicher ein Abend voller Überraschungen, und unsere Erwartungen wurden nicht enttäuscht.

Vorerst war aber kaum etwas von den kommenden Ereignissen zu sehen — oder war unser Auge für diese Dinge noch nicht geschärft? Richtig, der Saal nebenan war geheizt und hinter dem Schanktisch stand schon eine große blaue Schüssel mit Spülwasser. Die große Anzahl Rikör- und Rognakflaschen, die alle vollgefüllt in doppelter Reihe im Schrank hinter dem Schanktisch standen, und von denen jede einen Giektorken trug, damit beim schnellen Einschenken kein kostbarer Tropfen verloren ginge, war natürlich auch kein alltäglicher Bestand, sondern für „großen Zuspruch“ hergerichtet. Jetzt verschwand der Weihnachtsbaum im Nebenzimmer, um den Tisch für Gäste freizugeben, und ebenso verschwand das bunte Lichtschmück, der einzige farbige Fleck in der ganzen Stube. Wir sahen uns weiter im Raume um. Hohe Tische standen vor den Holzbänken, die in langer Reihe die Wände säumten, schmucklos kalte Bänke. Im Saal standen nur die niedrigen Holzbänke in langer, ununterbrochener Reihe vor den weißgeputzten Wänden, kein Tisch, kein Stuhl, keine Freundlichkeit im ganzen Raum! Gleichgültig und unsagbar düster, nur auf Geschäft hergerichtet, lagen die „Festträume“, in denen sich die Dorfgemeinde erfreuen sollte.

Die Wirtin hatte eine weiße Schürze vorgebunden und, weil sie wohl mit Recht dem Ofen im Saal mißtraute, ein dickes Halstuch umgelegt. Der Wirt öffnete eine große Verkaufsluke zum Saal und nahm die Glaskübel aus dem Schrank heraus, damit er schneller die Rikörflaschen erreichen konnte. Zwischen waren vier Musiker erschienen, alles Bläser, aber sie sahen noch mit dem Wirt am Ofen und tranken Bier von dem Vorrat, den sie gleich erhalten hatten. So wurde es 7 Uhr, als sie endlich aufstanden, um das Fest beginnen zu lassen. Sie stellten sich draußen vor der Haustür auf und spielten über die Dorfstraße zwei flotte Tanzweisen. Das war das Signal, das dem Dorf Leben brachte. Plötzlich kamen von überallher junge Männer, die auf diesen Auftritt schon gewartet hatten. Sie standen um die Musiker herum und gingen mit ihnen in den Saal — wir mußten an den Rattenfänger von Hameln denken. Nach einer Weile, als die ersten Glas Bier getrunken waren, begann die Tanzmusik im Saal. Bald erschienen auch die jungen Mädchen, zu Dreien und zu Vieren oder mit der Mutter im großen schwarz-weißen Kopftuch. Als eine halbe Stunde verstrichen war, hatten sich Saal und Gaststube mit alten und jungen Gästen gefüllt, das Dorf schien verjammelt zu sein.

Das Fest kommt in Gang.

Aber welche eigenartige, anscheinend von alters her überlieferte Gesetzmäßigkeit beherrschte die Festgäste! In der

Gaststube saßen um einen Tisch dicht nebeneinander die alten Bauern, in dieser Zoppe und mit einer schweren Mütze auf. Sie saßen lange stumm und trocken beieinander und sogten an ihren Zigarren. Erst allmählich tauchten bei ihnen Spielarten auf und brachten Getränke einige Lebhaftigkeit. Die jungen Bauern — das Dorf hatte nur mittlere, selbständige Bauernbetriebe — saßen im großen Kreis am Ofentisch und tranken Bier und Rikör. Sie hatten alle in gleicher Art eine Hut auf, ihr lebhaftes Gespräch drehte sich um ihre Landwirtschaft. Am Schanktisch bei der Saaltür und im Saal an der Verkaufsluke standen die jungen Burken in dichtem Haufen. Sie tranken lustig Bier und noch fleißiger Rognak und Rikör — der Wirt hatte gut zu tun. Hier



„Das große Wunder“

herrschte bald lärmende Heiterkeit. Die jungen Mädchen hatten ihren Platz an der entgegengesetzten Wand des Saales unter der Empore. Sie saßen auf der langen Bank wie auf dem Präsentierteller. Bei jedem Tanz stürzten die Burken in dichtem Knäuel darauf zu und holten sich eine Tänzerin, die sie alsbald wieder bei der Bank ablieferten, um zum Schanktisch zurückzukehren. Waren sie hier auch während des Tanzes beschäftigt — und das kam oft vor, obgleich die Trinkpausen länger als die Tänze —, so tanzten die Mädchen allein, nur hin und wieder blieb eine als einsames Blauerblümchen vor der weißgeputzten Wand sitzen.

Die älteren und alten Frauen des Dorfes saßen an den Wänden um den Ofen, alle in dem dicken schwarzen Wolltuch. Sie beobachteten still und anscheinend wunschlos das Treiben der Jugend. Jüngere Frauen, die zu den Jungbauern in der Gaststube gehören mußten, waren auffälligerweise nicht da, die mußten wohl zu Hause bei den Kindern bleiben. So war das Dorf, von den Kindern abgesehen, in sechs Gruppen geteilt, von denen jede ihren Platz und ihre Bewegungsfreiheit hatte, von ungeschriebenen Gesetzen bestimmt. In dieser festen Form wurde das Fest gefeiert, das große Weihnachtsereignis des Dorfes! Wir waren erstaunt, diese Starrheit und Strenge altüberlieferter Gesellschafts- und Generationsteilung noch vorzufinden, wenige Stunden von der Großstadt entfernt. Hier lebte noch ferne Vergangenheit mit ihrem Autoritäts- und Unterordnungsprinzip, hier waren Revolutionen und Kampf um freie, selbstbestimmte Beweglichkeit wirkungslos vorübergegangen. Wenn diese Starrheit die einzelnen Generationen und Geschlechter der gleichgestellten Bauern trennte, wies ungeheurer Abstand mußte dann die wirtschaftlich Ungleichheit, mußte die Klassen voneinander trennen! Und wie schwer muß in solchem Dorfe politische Arbeit sein, wie leicht der Einfluß der Nationalsozialisten! Diese eine Ballnacht, völlig unpolitisch und neutral, sprach dennoch eine sehr politische Sprache, zeigte sie uns doch, in welcher Ideologie die Menschen gefangen sind. Erst nach Stunden, als der Alkohol seine Wirkung zeigte, als die Gesichter vor Hitze glühten und die Freude

lärmend wurde, mischten sich zeitweilig die Gruppen und wuch die Strenge einer falschen Vertrautheit. Jetzt wurde auch den jungen Burken oft die Stube und der Saal zu eng, ihr Zuhlen und Singen füllte die Dorfstraße und reizte die Hunde, die mit lautem Gebell und Geklaff bis spät in den Morgen am Weihnachtsball teilnahmen.

Heilige Nacht

Von C. P. Hiesgen.

Schwarz wie die Teufel sprangen wir die eisernen Wendeltreppen aus den oberen Maschinenräumen der Bricketfabrik hinab in die dampfende Waschküche.

Heiligenabend will keiner lechter sein. Acht Tage vor Weihnachten war ich aus der Hofkolonne in die Fabrik gekommen. Die Hofkolonne hatte die glühende Wärme aus den giftig glühenden Aschenkanälen zu schaufeln und die glühendheißen Lören auf die Halbe zu fahren. In der Fabrik waren die riesigen Trichter, die ohne Unterlaß das feingemahlene Braunkohlensmehl fraßen und schluckten, in Fluß zu halten. Die darunter liegenden Trommeln wärmten das schwarze Mehl auf eine höhere Temperatur für die Bricketpressen. Ein einfacher Verdauungsvorgang. Aber die Trichtermündungen durften sich nicht verstopfen und während der Schicht mußten wir abwechselnd hinunter in die Maschinenräume, die Lager der riesigen Trommelfessel vom Staubschlamm säubern. Eine halbschwererische Arbeit war die Kriecherei um die im Raume frei rotierenden Trommeln. Wir klebten von Fett und Staub, der schlammig die Haut ätzte.

Die Kumpels, die während der Schicht auf Weihnachten des Fluchens kein Ende fanden, sprangen so weihnachtsfestig und schneierten einander so rücksichtslos den Dreck vom Buckel, als wäre wirklich heiliger Abend.

Kalt und heiß sprang die Dürse auf uns herum und wusch den letzten Schmutz von unseren Leibern.

Lachend tanzte einer nach dem anderen in die Hofkolonne und der widerpenstige Knopf mußte sich schließen. Wie Kinder, die nicht warten können, rannten die Kumpels ungekämmt, und die Zoppe eilig übergeworfen, in die Kolonne. Zu Hause warteten die Kinder und die Mütter, daß die Väter kommen möchten, die Lichter anzuzünden.

Wir Heimatlosen, die wir nach dem Kriege als Ersatz für die gefangenen Russen in die Belegschaft kamen, fanden Unterkunft in den Russenbaracken.

Am Grubenbach entlang ging der Weg zu den Baracken. Die Tannenbäume brannten hell aus der Kolonne.

Was ist millionenfacher Kerzenschein gegen die Sehnsucht eines Heimatlosen? — Gewaltige Lichterketten hingen über den Kühltürmen und Silos der Leunawerke, Lichterketten die Straßen entlang zu den Schächten, Fabriken und Städten — — — Lichterketten vom Anfang bis zum Ende der Welt, und wo sind die Geschenke?

Auf halbem Wege zu den Baracken stand jemand am Zaun. Schneidender Nordost stäubte den harten Schnee hoch.

Wer stellt sich Heiligabend bei schneidendem Nordost ins offene Feld? — Wie eine von Zug und Trug aufgeblasene Glasugel schien mir das ganze Weihnachtsfest.

Eine Landarbeiterin von einem der benachbarten Rittergüter stand am Wege. Das Kopftuch... schwarz mit gelbbraunem Muster, der lange Rock, die weiße Bluse und die derben hohen Schuhe... eine Polin... — Ist sie ein Heimatloser einem anderen Heimatlosen fremd?

Die Tore öffneten sich ihre Augen vor meinen Schritten.

Die Qual der Kreatur ist ärmer als das ärmste Wort.

Von den Baracken schillte wüstes Bandoniumspiel. Das heimatslose, junge Volk grölhte betrunken aus der Latrine Weihnachtslieder. — — —

Am Hofeingang zu den Baracken brannte hell die Bogenlampe. Das Licht fiel auf ein Schild: „Weiblichen Personen ist das Betreten der Baracken streng verboten!“

Ich sprang hinein, riß meine Decken aus dem Bettbezug, nahm Wein und Brot und sprang zurück.

Auf der Straße Berlin-Bitterfeld sieht man vom dampfgeheizten Pösterabteil vor Merseburg jenseits die Leunawerke und gegenüber auf dem freien Felde einsam eine hohe Scheune. Hart und tief lag der Schnee im Sturzader. Ueber frostgefärgte Aeder trugen wir unsere Glut. Die Farben lagen wie lebenswarme Leiber dicht aneinandergedrückt. Jede Garbe ist ein millionenfaches Bett und ist voll heiligen Nächten. —

Der Wein in der Flasche hat nur einen Mund.

Ein Lächeln, wie es Michelangelo seinen Sklaven und wie es Rubens unsterblichen Madonnen gab, bewegte ihren Atem, als sich mein Mund von ihrem Schloß löste.

Im Dorf verlosch das letzte Licht.

Der graue Tag zerriß die Sternennetten einer heiligen Nacht.



Eine Christinnernacht in Kapstadt

Im Wirbel der Rassen.

Südafrika, das Kap der Guten Hoffnung, tropische Sommernacht, Christnacht. Die europäischen Straßen der Kolonialhauptstadt Kapstadt sind festlich erleuchtet. Hinter den Häusern steigen aus blauer Nacht Raketen gleich brennenden Sternen, entladen sich knallend über dem funkelnden Horizont. Ferne tönen Kirchenglocken, Weihnachtslieder dem kalten Norden entstammend, vermischt durch das Brausen einer Großstadt. Die sonst zur Nachtzeit wie ausgestorben erscheinende Stadt strahlt von einer nach Tausenden zählenden Menge. Die Masse Mensch, ein buntes Gewirr von Rassen, Nationen und Religionen, wie es nur Südafrikas Boden hervorzubringen vermag. Nähergehend findet man diese Masse von unsichtbaren Wänden getrennt. Rassenhass und Rassenhaß zieht unsichtbare Mauern. In einer nackten Geschäftsstraße amerikanischen Musters findet man zwei Welten, Europa und den Orient.

Auf der einen Seite der Straße dominiert das sogenannte Herrenvolk der Weißen, vertreten durch die in der Rapproving lebenden Buren und Briten. Zwei feindliche Nationen, die sich ein Jahrhundert lang den Luxus des gegenseitigen Zerfleischens geleistet haben. Heute allerdings sind sie friedlich vereint. Und so durchzieht das vom Eigendünkel gezeichnete Volk der Kolonisten, welche das Treiben einer Christnacht weit vom Lande in die Straßen von Kapstadt gelockt hat, in billigen Masken, papierene Peitschen schwingend, singend und grölend, die Stadt. Im Gemüht wird nach Frauen und Mädchen gehandelt, werden sie verfolgt und gefolgt, um dann scheinbar entrüstet freigegeben zu werden. Ländliche Feuerfische entladen sich zur allgemeinen Belustigung unter den Füßen ahnungslos Dahinjagender. Papierpeitschen gehen rücksichtslos auf jedermann nieder. Unter Masken und alkoholgetränkter Verlierer plögl die so steifen und sich als bessere Herren fühlenden Engländer und frömmelnden Buren ihre immer zur Schau getragene Zivilisation. Orgienhaft toben sie sich in den Straßen aus. In hellerleuchteten Teeräumen und Klubs hüpfen und lärmt man nach den ewigen Klängen von Jazz. Der Alkohol strömt in die trockenen Röhren des weißen Mannes und manch ehrbaren Richters, der morgen wegen verbotenen Alkoholgenußes Dutzende von Rassen zu wochenlangen Gefängnisstrafen verurteilt. Das tropische Klima heischt seinen Tribut in drückend heißer Christinnernacht.

Auf der anderen Seite der Straße aber staunt und starrt in erhabener Ruhe aus tausend entsetzten Augen der Orient. Malaien, Hindus, Indier, malerische Schakalen, oft in eleganten europäischen Kleidern, mit roten und schwarzen Feg. Meistens sind sie Nachkommen der einst von den Holländern hierher verschleppten Sklaven. Und dann in tausend Varianten das Volk der Farbigen, die Sünde des weißen Vaters, der weißen Mutter, von Schwarz und Weiß verachtet.

Von den hier als „rechtmäßige Herren“ lebenden Schwarzen, von denen bekommt man nichts zu sehen. Ihnen ist es verweigert, an dem Treiben einer Christnacht teilzunehmen. Weitab von der weißen Stadt und all dem Luxus der Weißen liegt die schwarze Stadt, die Lokationen, von Stacheldraht umgeben, von schwarzen und weißen Beamten bewacht.

Kleine steinerne Häuschen in langen Reihen, von den Städten erbaut, welche so das mühsam verdiente Geld des schwarzen Mannes in Form von hohem Zins für die Benutzung derselben auslaugen. Es ist dem Eingeborenen ja verweigert, sich irgendwo nach eigenem Sinn niederzulassen. Nur wenigen Glücklichen ist es möglich, solche Wohnungen zu beziehen. Die weniger Bemittelten mieten innerhalb der Lokationen ein Stückchen Grund, um dalebst eine eigene Wohnstätte zu erbauen. Aber wieviel Glückliche gibt es, die einen guten Lohn beziehen und instande sind, eine bessere Baulichkeit zu errichten. Und selbst wenn dem „Raffer“ die Möglichkeit geboten ist, aus eigenen Mitteln ein kleines Steinhäuschen zu errichten, muß er immer damit rechnen, daß er heute oder morgen seinen stolzen Sitz, an dem er mit seinem ganzen Herzen hängt, verliert. Wird er wegen Erkrankung oder aus anderen Gründen arbeitslos und kann den hohen Pachtzins für den Grund und Boden nicht bezahlen, beschlagnahmen ihm die heutigen weißen Sklavenhalter sein Haus und verauktionieren es. Ein teurer Spaß, sich ein eigenes Haus zu bauen! So steht man elende Holzhütten, erbärmliche Bretterbuden, wunderbar zusammengewürfelte Behausungen, aus alten Konservendbüchsen, verrostetem Wellblech und den in Afrika so verbreiteten Benzintanks.

Jeden Abend verlassen die Raffen, von deren Arbeit die weiße Stadt lebt, ihre Arbeitsplätze und wandern ihren ärmlichen Behausungen zu, die zu verlassen ihnen von Abend bis Morgengrauen verboten ist. Und würde heute einer dieser Armen in seiner kindlichen Neugier es wagen, ohne Paß seine Augen in das Getriebe seiner weißen Brüder zu stecken, so steckte man ihn morgen schon für Wochen hinter festere Gitter. Da sitzen sie nun in ihren Lokationen, denken, daß heute Christnacht, die Nacht der Versöhnung, die Nacht des Heiles ist, wie es ihnen der weiße Gottesmann lehrte. Doch wehe, sollte der Raffer es einmal wagen, die geheiligten Hallen eines Gotteshauses der „Weißen“ zu betreten, wo diese mit ihren hundert Konfessionen in ihren Kirchen im alleinigen Rechte thronen.

Denn: „das weiße Volk duldet keine Gleichheit zwischen Farbigen und weißen Einwohnern des Landes, weder in der Kirche (!) noch im Staat.“ So die schönen Worte eines Grundgesetzes in der südafrikanischen Union.

Den Sprößlingen des Orients, die es durch ihren Fleiß oft zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben, mußte das Gesetz mehr Rechte einräumen, obwohl sie in den Augen der Weißen ebenso minderwertig sind wie die Eingeborenen. Trotz der gesetzlichen Gleichstellung wird dem Farbigen der Zutritt zu jedem Hotel, Teeraum, Kino oder Theater verweigert. Von den Straßen kann man sie allerdings nicht verbannen gleich dem armen schwarzen Mann. Und so stehen sie ausgestoßen von der Gemeinschaft der Weißen auf der anderen Seite der Hauptstraße Kapstadts, in der sich das nächtliche Christtreiben abspielt. Jung und alt schaut verächtlich herüber auf die andere Welt, auf Europa mit seinen vertierten Repräsentanten. So stehen sie da, sich wundernd über die Dummheit der Weißen, die mit fortschreitender Nacht immer mehr dem Alkohol verfallen, immer gewalttätiger werden. Warum steht fast regungslos der Orient da? Starrt und staunt? Ja, scheint es, als ob er hierher kommt, um der Jugend europäische Kultur als abschreckendes Beispiel zu zeigen. Man sieht die tiefe Verachtung und die drohende Spannung, die von diesen Ent-

rechteten ausgeht, erwartend, daß sie sich bei einer der sich immer mehr den Anrempelungen durch die Weißen entladen muß. Denn angetrunken verliert der Weiße sein überall zur Schau getragenes Rassenbewußtsein. Er beginnt die Reihen der Orientalen zu durchziehen, deren Viertel er zur Tageszeit nie betreten würde, allzu lüsterne Blicke auf die Schönheiten des Orients werfend. Denn gleich ihren männlichen Rassebrüdern bestaunen indische und malaiische Mädchen und Frauen sitzend, oft tief verschleiert in prächtigen seidernen Gewändern, das für sie unfassbare Treiben ihrer weißen Schwestern. Mit Ekel und Verachtung aber wenden sie sich stillschweigend weg, wenn weiße Hände zudringlich werden. Und nun geschieht das Unglaubliche, daß die farbigen Kavaliere mit nur äußerlicher

Reschussats Weihnachten

Von Georges Duhamel. — Deutsch von E. P. Hiesgen.

Reschussat wiederholte mit bitterem Lächeln:

„Ich sage dir, sie werden wohl nicht kommen.“

Der Korporal Tetard tat, als wäre er schwerhörig. Er ordnete auf dem Verbandstisch seine Sachen, die Binden und Verbandspäckchen, die Flaschen, die Gummihandschuhe, die wie Fuchthandschuhe aussahen, die Sonden, die in den Glasröhren wie große Vanilleschoten lagen, die Emaillebeden und Schließern, die wie Küchengeschirr dasahanden und ein dicke, bauchiger



Weihnachtliche Landschaft

Glasbehälter mit einem dicken Hals, dem kaum etwas ähnlich ist.

Reschussat atmete tief, als wollte er sich von etwas freimachen.

„Meinetwegen brauchen sie nicht zu kommen, wenn sie nicht kommen wollen. Mich... ich mache mir nichts daraus.“

Der Korporal schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Wenn ich dir sage, daß sie bestimmt kommen werden —“

Der Verwundete zuckte eigensinnig die Achseln.

„Hier hinein wird kein Mensch kommen. Wenn sie kommen, gehen sie vorbei, da kannst du sicher sein. Aber, be... ich mache mir sowieso nichts daraus.“

„Du kannst ganz sicher sein, daß sie auch zu dir kommen werden!“

„Und dann, ich weiß doch, warum man mich ganz allein in dieses Zimmer gebracht hat!“

„Wahrscheinlich, weil du Ruhe haben mußt.“

„Ob sie kommen oder nicht kommen, das ist mir alles egal.“

Er kniff seine Lippen zusammen, um seinen Stolz zu zeigen. Nach einer Weile rief er den Korporal.

„Komm doch mal her...“

Der Sanitätsunteroffizier war gerade mit seinem Saubermachen fertig und zündete ein Kerzenstumpfen an.

Er schlug mit einer Hand die Decken hoch. Darunter lag Reschussats Körper, erschrecklich abgemagert. Aber Tetard gab darauf keine Obacht und Reschussat lebte seit drei Monaten mit seinem Glend in guter Freundschaft. Er wußte gut, daß ein Granatsplitter im Rücken eine ernsthafte Sache war, und daß sich so etwas nicht von heute auf morgen heilen läßt, wenn die Beine und Hüften gelähmt sind. Jedesmal, wenn ihm der Sanitätsrat behilflich sein mußte, fastete er dabei die Hände zusammen.

„Wenn ich doch erst so weit wäre, mein armseliges Geschäft allein zu machen.“

„Das erleichtert dich?“ fragte Tetard.

„Ja, man drückt es nicht mehr... jetzt ist es sechs Uhr und sie sind immer noch nicht gekommen. Ich bin froh, daß mich das alles nicht kümmert.“

Der Korporal antwortete nicht. Er schlug vor Verlegenheit einen der Gummihandschuhe gegen den Boden. Die Flamme auf dem Kerzendocht züngelte hoch und machte Bewegungen wie ein unglücklicher Gefangener, der sich zu entwinden suchte, um aus den Ketten hochzusteigen in die schwarze Nacht und darüber hinaus höher und höher in den Winterhimmel, in Regionen, dahin kein Laut des Krieges dringt.

Der Verwundete und der Sanitätsrat starrten in das Licht ohne ein Wort zu sagen. Das Wasser des Glasbehälters zitterte, als würde er geschüttelt. In Bruchteilen von Sekunden flirrten die Fenster Scheiben von den Erschütterungen der fernen Abfälle und Einschläge und jedesmal zuckte die Flamme der Kerze nervös auf.

„Ist dir kalt?“ fragte Tetard.

Ruhe den Weißen an den ihm allein reservierten Platz verweisen, auf die andere Seite der Straße, andeutend, daß Weiß zu Weiß gehöre. Alle Beleidigungen ertragen sie ruhig und gelassen, vergnügen sich mit einem ruhigen Herüberfahren in die andere Welt, auf den gegenüberliegenden Bürgersteig, auf Europa.

Dort stehen jetzt an allen Ecken Sanitätsambulanz, um den weißen Brüder, human, wie wir schon einmal sind, nicht im eigenen Rote umkommen zu lassen.

In den Straßen von Kapstadt brausen die Wogen zweier Rassen im dumpfen Gemüht der Massen, unheilvoll blühdend für kommende Zeiten. Wieder tönen Kirchenglocken — den Frieden einer heiligen Nacht verkündend. Doch, wo ist der Friede? Fernab an den Klippen des Kap der Guten Hoffnung, wo die Wogen zweier Meere sich brandend vermischen, der Indische und Atlantische Ozean, wo unter dem Kreuz des Südens die Welt strahlend erleuchtet — dort ist eine weltliche Weihnacht — Christinnernacht.

Dr. Ferdinand Zach (Johannesburg).

„Ob das Kälte oder Hitze ist... bis zur Brust spüre ich nichts.“

„Das wird schon wiederkommen!“

„Ganz gewiß kommt das wieder. Das ist tot, aber es muß sich doch wieder beleben. Ich bin 25 Jahre alt. Das sind die Jahre, in denen noch alles jung ist und das Fleisch hat noch seine junge Kraft.“

Der Korporal wollte dem Verwundeten seine Verzweiflung nicht zeigen. Ein Schauer packte ihn, daß sich sein Körper schüttelte. Ihm schien der Verwundete nur noch ein großer, dunkler Fleck in den Laken zu sein. Man hatte den Verwundeten allein gelegt, um den glücklicheren Kameraden nicht den Anblick des langsamen Todeskampfes zu zeigen.

Ein Augenblick verging. Das Schweigen war zu schwer für die Nichtigkeitkeiten, die sie sich hätten sagen können. Als wenn er einer inneren Rechtfertigung folgte, wandte sich Reschussat an den Korporal.

„Du weißt genau, daß ich mit dem Nichts zufrieden bin, aber sie hätten doch für zwei Minuten kommen können.“

„St! — Sei still! — Horch!“

Er hielt sein Ohr an die Tür. Aufgeregtes Lärmen war am anderen Ende des Korridors zu hören. Es kam unbestimmt näher.

Reschussat schloß die Augen.

„Und wenn sie nicht kommen?“

Plötzlich sprang ein Lichtschein an die Plurwand, gegenüber der geöffneten Tür. Ein ungewöhnliches Gefunkel und Blitzen von Lichtern strahlte gegen die grauen Wände und wurde heller und blendender. Die grauen Wände glitzerten und strahlten wie ein orientalisches Palast von roten und goldenen Lichtern und Augen. Das Schimmern und Leuchten war erfüllt von Lachen und fröhlichen Stimmen. Obwohl keiner lang, war die Luft voll von einem seltsamen Lachen. Reschussat, der sich nicht rühren konnte, reckte seinen Hals und hob ein wenig seine Hände von der Decke, als wollte er seine Fingerspitzen in all das Licht und all die Freude tauchen.

„Du siehst, daß sie kommen!“ zuckte sich der Korporal zu Reschussat und stützte ihm den Rücken.

Dann wurde es lauter Jubel. Ein wirklicher Tannenbaum wurde hineingetragen. Das war ein Leuchten und Sprühen wie eine einzige, bunte Fadel. Das kleine Zimmer schien wie ein übervolles Herz zu springen zu wollen. Aber das Schönste kam erst mit den heiligen drei Königen herein. Da war Sorri, der Senegalesische, Moussa und Cazin. Sie hatten massende Türkenmüchel, hohe Turbane und lange weiße Bärte aus Matte.

Sie kamen mitten in das Zimmer. Sorri, der Schwarze, trug ein Päckchen mit Schleifen verziert. Moussa überreichte zwei Zigarren und Cazin eine Flasche Wein. Alle drei verneigten sich mit großen Zeremonien, die sie eingeübt hatten. Reschussat sah sich beschenkt. Eine Schachtel Brasilien in der zitternden Rechten, zwei Zigarren in der Linken und die Flasche Wein stellten sie ihm auf den Nachttisch. Seine Hände hielten die Geschenke und er lachte:

„Nein, diese Jungens! — Nein diese Jungens!“

Die schlechte Luft des Zimmers war in dem Tannenduft und Kerzenlicht vergangen.

„Nein, diese Jungens!“ wiederholte Reschussat. „Ich rauche nicht. Ich werde sie mir als Andenken aufbewahren. Aber gebt mir den Pinard.“

Der Krankenwärter öffnete die Flasche. Sorri nahm sie in beide Hände und bot sie ihm mit einer feierlichen Bewegung dar.

Reschussat trank langsam.

„Das ist Pinard. Wie gut der ist!“

Da drängten sich wohl zwanzig Gesichter im Türnähern. Sie lachten daselbst bittre Lachen mit Reschussat.

Dann war es wie ein strahlender Sonnenuntergang. Der Lichterbaum entfernte sich mit Lachen und Zanken. Funkelnd und glühend spielte der Widerschein im Plur. Die heiligen drei Könige entfernten sich mit ihren weißen Bärten und langen Gewändern. Reschussat hielt noch immer mit beiden Händen den Wein und starrte auf die Kerzenflamme, als wäre alles Licht in ihrem Schein geblieben. Er lachte zögernd und wiederholte:

„Ja, das ist Pinard!“

Er lachte immer noch, ohne etwas zu sagen.

Ganz langsam lehrte die Dunkelheit wieder ins Zimmer und machte sich wie ein Haustier an seinen alten Platz.

Mit ihr glitt eine Traurigkeit über alles, die den Grund der Krankheit trug. Wie Staubwirbel umgab laufendes Schweigen jeden Gegenstand. Das Gesicht des Kranken verlor den feierlichen Widerschein des Lichterbaumes. Er ließ den Kopf sinken und sah das Bett entlang, die mageren, leblosen Beine, die seine Beine waren, die Gefäß auf dem Verbandstisch und all die unbegreiflichen Dinge und Lasten:

„Warum das alles? — Warum das alles?“

Die Bette.

Ein Theaterkritiker sandte einmal an Lucien Guizy eine eigene Komödie und dazu die folgenden Zeilen: „Lieber Herr Guizy, ich wette mit Ihnen um zwanzig Franken, daß Sie das heilige Stück nicht lesen werden!“

Im nächstfolgenden Tage erhielt der Autor sein Manuskript zurück. Eine Note zu zwanzig war angeschossen und auf der Begleitkarte stand:

„Ich gratuliere! Sie haben gewonnen!“

Wakja, die Ziege

Von F. M. Dostojewski.

Ein Auszug aus dem Roman „Das Totenhaus“, in dem der große russische Dichter seine Erinnerungen an seinen Kerkeraufenthalt in Sibirien, wo er aus politischen Gründen gefangen lag, niedergeschrieben hat. Wie bekannt, war Dostojewski zum Tode verurteilt worden, und erst unter dem Galgen — der Henker hatte schon den Strid zur Hand — wurde er begnadigt.

Es war Weihnachtstag, der zweite Weihnachtstag, seitdem ich ins Totenhaus gebracht worden war. Die Sträflinge waren aus diesem festlichen Anlaß von der Arbeit befreit worden, was eigentlich keine so große Vergünstigung ist, denn es ist besser zu arbeiten als zu denken, wenn die Hände eines Menschen nicht beschäftigt sind, und was kann schrecklicher sein als Denken, wenn das die Erinnerung an andere Zeiten und andere Tage bedeutet, und welcher Peiniger war damals fähig, dem Todeskampf des Gedankens zu entkommen, wenn er mit all seinem toten Gewicht auf ein menschliches Wesen drückt?

An diesem Weihnachtstag war das Gefängnis sehr still und ruhig; seine Einwohner lipelten miteinander in leisen Tönen, als hätten sie Angst gehabt, diese Stille und Ruhe anders als durch Lärm ihrer, immer wenn sie eine Bewegung machten, raschelnden Ketten zu brechen — dieser Ketten, die da waren, um die armen Kerle, die sie trugen, zu erinnern, daß ihr Elend weiter fortbauerte und fortbauern würde... für wie lange... niemand konnte es sagen oder sich daran erinnern. Aber für einige, das war sicher, würde es währen, bis der Tod kam, um sie von der Bürde ihres verurteilten Daseins zu erlösen.

Die Gefangenen hatten wie gewöhnlich von den lieben Leuten in der Stadt Geschenke erhalten, die sie gegeben hatten, um ihre eigene Weihnachtsfreude teilen zu können, und man hatte sie zur Kirche geführt und ihnen ein besseres Mittagessen geben lassen als an den anderen Tagen. Und nachdem sie diese Mahlzeit eingenommen hatten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als zusammenzukommen, um einander, so gut sie konnten, in dem großen Saal zu erfreuen, der ihnen, wenn sie nicht außerhalb des Hauses waren, als Schlafraum und Versammlungsort diente. Außer dem Klackern einer Laterne, die einer der Wächter bei der zum Hof führenden Tür zurückgelassen hatte, war Dunkelheit über ihnen, eine zauberhafte, unirdische Art von Dunkelheit, die an alle schlechten Gedanken erinnerte, die in den Seelen all dieser Menschen verborgen blieben, unter denen so viele nur dem Namen nach Verbrecher waren.

Die Sträflinge, die für einige wenige Augenblicke von der ständigen Bewachung ihrer Bewegungen befreit waren, lagen oder saßen auf der breiten hölzernen Bank, auf der sie bei Nacht schliefen, und während einer von ihnen laut auf einer Violine spielte, von der die Hälfte der Saiten entweder zerrissen war oder fehlte, erzählte ein anderer Weihnachtsgeschichten für jene Kameraden, deren Aufmerksamkeit sich auf seine Worte konzentrierte. Das war Timofej, der Dieb, wie er genannt wurde, er erklärte, daß er niemals so glücklich gewesen sei, wie im Gefängnis, weil er hier wenigstens Nahrung hätte und Kleidung und ein Dach über seinem Kopfe, ein Luxus, den er oft während seines abenteuerlichen und verbrecherischen Lebens hatte entbehren müssen. Dieser Timofej wurde im Gefängnis als Held betrachtet. Er hatte niemand ermordet, aber er hatte an so vielen Raubzügen und Gewalttaten teilgenommen, daß sein Ruf seiner Ankunft im Strafhaus, wo er infolge seiner früheren Missetaten sofort eine überragende Stellung eingenommen hatte, vorausgegangen war. Er war immer jovial, gefällig und bereit, andere zu verhöhnen, und er hatte immer so viel unterhaltende Geschichten über das Leben zu erzählen, das er geführt hatte, ehe er verhaftet und in dieses Gefängnis gebracht worden war — für mehrere Jahre, deren Zahl er bereits vergessen hatte, so zufrieden rühmte er sich mit seinem gegenwärtigen Los. Die Wächter hatten ihn alle gern, denn er war niemals bei einer Uebertretung der Vorschriften ertappt worden; und doch war das Gefühl allgemein, unter den Verbrechern sowohl als auch unter den Schließern, daß man Timofej besser allein ließ und sich mit ihm nicht einließ, denn, wenn er aufgeregt war, hätte er... nun hätte er wohl seine unangenehme Seite herauskehren können, und wir alle wissen, was dieses Wort in einem Gefängnis bedeutet.

Ich schaute auf alle gesessenen Köpfe rings um mich und überlegte, was ich nun machen sollte, als ein tiefer Seufzer meine Aufmerksamkeit anzog. Er kam von einem Gefangenen, der ein wenig abseits von den anderen Gefangenen allein saß, ein Kamerad, der unter dem Namen Ija, der Narr, bekannt war. Er war ein Neuankommener, und dies waren seine ersten Weihnachten im Gefängnis. Er hatte seinen Spitznamen wegen der völligen Gleichgültigkeit bekommen, die er gegenüber allem, was rings um ihn vorging, zeigte, und wegen der stummen Gefügigkeit nicht nur vor den Wächtern, sondern auch in der Ausföhrung der vielen Verlangen der anderen Sträflinge, die ihn tyrannisierten und ihn als eine Art „Mann für alles“ berückten, indem sie ihm alle jene Arbeiten im Gefängnis übertrugen, die keiner ausführen mochte, wie das Hinaustragen der Kibel um. Er war dreißig Jahre alt, ein kurzer, ziemlich starker Kerl, auf einem Auge blind, mit einem von tiefen Blatternarben entstellten Gesicht. Er hatte einen Mord begangen und blühte nun eine Verurteilung zu lebenslanglichem Kerker ab, aber niemals hatte man ihn darüber beschwerten gehört, daß seine Verurteilung keine gerechte wäre, er schien vielmehr alles als gebührend hinzunehmen, und das war es, was ihm, wenigstens zum Teil, den Spitznamen eines „Narren“ eingebracht hatte, den Timofej ihm als erster verlieh. Wie man weiß, sind Spitznamen in Strafhäusern sehr häufig, in der Regel bei den Sträflingen beliebt, vielleicht, weil ihre Wächter sie unveränderlich bei ihrer Nummer rufen. Ija war keine Ausnahme und grinst immer, wenn er sie ausrufen hörte: „Narr, wo bist du?“

Aber an diesem Weihnachtstage schien mir Ija, der Narr, anders als an anderen Tagen zu sein, erstens hatte er geäußert, und das hatte ich vorher noch nie von ihm gehört. Es war ferner so bittere Sorge im Klang des Seufzers, daß er eine leise Saite in meinem Herzen anschlug und es weh tun ließ, wie schon seit langem nicht. Ich schob mich näher an den Mann heran und wagte, ihn zu fragen, woran er gedacht habe, was ihn so besonders traurig gemacht habe.

„Oh, mein Täubchen, du könntest es nicht verstehen.“ antwortete er, „ich dachte nur an meine kleine Wakja, an meine kleine Geiß. Was ist mit Wakja geschehen, wo ist Wakja? Das ist das einzige, was ich wissen möchte, oh, wenn mir nur jemand sagen könnte, wo Wakja ist und ob

Wakja glücklich ist und wohlverpflegt, würde ich nicht anderes mehr von Gott und seinen Heiligen verlangen.“

„Wer ist Wakja, willst du mir das nicht sagen?“ Ich fragte in der Erwartung, daß er mir den Namen eines Bruders oder einer Liebsten nennen würde.

Er blühte mich an und antwortete in einem Ton der Ueberraschung: „Ja, ich habe es dir ja gerade gesagt, Wakja war meine kleine Geiß.“ — Ich verstand noch immer nicht, da ich aber den armen Teufel, der in wirklichem Elend war, nicht kränken wollte, fragte ich ihn, ob er mir nicht Wakjas Geschichte erzählen wollte.

„Es ist Weihnachtstag und vielleicht würde es deinen Kummer erleichtern, wenn du deine Geschichte jemanden erzähltest, der für dich Teilnahme fühlen könnte,“ fügte ich hinzu.

Er seufzte abermals. „Ach! Täubchen, wie könntest du es verstehen? Aber du hast trotzdem recht; vielleicht wird es mir wohlthun, dir zu erzählen!“

Und während er sprach, sah ich eine Träne von seinem Auge fallen und über die Wangen rollen.

„Ich will dir erzählen, Täubchen,“ sagte er endlich, „ich will dir erzählen, obwohl ich es vorher noch niemandem erzählt habe; es gibt Tage, an denen man sprechen muß oder man würde sterben. Siehst du, Täubchen, ich habe nie eine Mutter gehabt. Ich wurde in einem Korb liegend gefunden — ein Säugling, gerade ein paar Tage alt — vom Totengräber unseres Dorfes auf dem Friedhof, als er gerade das Grab für eine Frau, die an diesem Morgen gestorben war, graben wollte. Der Totengräber war ein guter Mann und er nahm mich zu sich nach Hause. Am selben Nachmittag taufte mich der Pope und sie gaben mir den Namen Ija, denn ich war gerade am Tage des Propheten Elias gefunden worden.“

Da niemand wußte, wer meine Eltern waren, dachten die Leute natürlich, daß meine Mutter niemals verheiratet gewesen sei und mich aus Scham verlassen hätte. Als ich aufwuchs, lachten die anderen Burschen mich aus, hänselten mich mit meinem Unglück, so daß ich schließlich zu glauben begann, daß ich sie alle haßte. Aber doch war ich nicht unglücklich; du darfst nicht denken, daß ich unglücklich war, mein Täubchen, denn es würde nicht wahr sein.

Der Totengräber war ein guter Mann, auch seine Frau war ein gutes Weib, das für mich sorgte, mir Nahrung gab, mir Kleider machte und mich nicht zu viel und nicht zu oft schlug. Dann, als ich etwa zehn Jahre alt war, sandte Gott ihnen eine kleine Tochter. Ich liebte dieses Kind so sehr, so sehr, Anisia hieß sie, und ich pflegte auf Anisia acht zu geben, während ihre Mutter zur Arbeit draußen auf den Feldern war. Ich wiegte sie in meinen Armen, trieb die Fliegen von ihrem Gesichtchen weg und führte sie bei der Hand, als sie zu gehen begann. Dann, eines Tages, als ein großer Hund sie beißen wollte, weil sie ihn gezagt hatte, warf ich mich vor sie; hier kannst du, Täubchen, sehen, wo der Hund mich an ihrer Statt gebissen hat,“ und während er sprach, hob er den Ärmel seines Hemdes hinauf und ließ mich eine tiefe Narbe auf seinem Arm sehen.

Anisia war die ganze Welt für mich; als ich zwanzig Jahre alt war und sie zehn, pflegte ich sie auf mein Knie zu nehmen und ihr ins Ohr zu flüstern, daß wir später Mann und Frau würden. Ein Nachbar hörte mich eines Tages und erzählte es meiner Nährmutter, die mich schalt und sagte: ich dürfe Anisia nicht solche Dinge in den Kopf setzen, denn sie könnte doch nie meine Frau werden. Doch ich fuhr fort, sie ihr zu sagen, nur gab ich ach, daß mich niemand hörte. Ich dachte damals wirklich, daß Anisia mich liebe und mich immer liebhaben werde.

Nun, Täubchen, eines Tages, nachdem ich auf den Feldern schwer gearbeitet und vom Regen sehr naß geworden war, der uns auf dem Heimweg überrascht hatte, wurde ich krank, und der Feldherr, den man zu meiner Behandlung geholt hatte, sagte, daß ich Blattern bekommen hätte. Er nahm mich ins Spital der Kreisstadt fort. Nachdem ich wieder gesund geworden war, war mein Gesicht, wie du es jetzt siehst, und ich hatte das Licht meines rechten Auges verloren. Ich war nun kein Gegenstand, auf den irgend ein Mädchen gern gesehen hätte, und ich war geschickt genug, das zu wissen. Als ich heimkehrte, sagte ich Anisia nicht mehr, daß ich sie heiraten wollte; ich trachtete nur, ihr zu gefallen und mich nützlich zu machen. Nachdem ich ein bißchen Geld zusammengeharrt hatte, kaufte ich ihr ein kleines Weihnachtsgeschenk, eine kleine Geiß, die sie eines Morgens, als sie sie im Dorfe gesehen, bewundert hatte. Sie war ein hübsches, kleines, weißes Ding, wir nannten sie Wakja. Ich pflegte mich um sie zu kümmern und sie zu füttern, so daß Anisia mit ihr gar keine Mühe hatte, sondern nur, wann sie wollte, mit ihr spielte.“

Er hielt einen Augenblick inne. Während sich die Tränen in seinem Auge sammelten, fragte er mich: „Bist du sicher, daß ich dich nicht langweile, Täubchen?“

„Nein, nein, fahr fort,“ erwiderte ich, denn die Geschichte hatte mich inzwischen stark interessiert.

„Nun, die Zeit verrann; schließlich war Anisia groß geworden; die Burschen begannen sich an sie zu hängen und die Frauen sagten, daß sie bald verheiratet sein würde. Sie war die Schönheit des Ortes, und Joma, der Gastwirt, der als der reichste Mann im ganzen Dorf bekannt war, wurde ständig mit ihr gesehen und tanzte mit ihr bei allen Erntefesten, zu denen sie eingeladen worden war. Das gefiel mir nicht, denn ich wußte, daß Joma ein nichtsnutziger Kerl war, der schon in viele Mädchengeschichten verwickelt gewesen, aber immer durch einen oder anderen Trick herausgekommen war. Ich versuchte, Anisia zu warnen, aber sie weigerte sich, auf mich zu hören, wurde zuletzt sehr böse und sagte, sie würde nie mehr mit mir sprechen, wenn ich nicht aufhöre, über Joma zu reden.“

Sie kümmerte sich nicht mehr um Wakja und hörte auf, sie zu streicheln oder mit ihr zu spielen. So daß die arme Wakja, die um diese Zeit schon eine ganz alte Ziege war, es zu fühlen schien, so traurig schaute sie aus, wenn sie nicht imstande war, Anisas Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so daß ich sie zum Trost in meine Arme nehmen mußte. — Dann weinten wir mitammen und ich dachte, daß wenigstens hier ein Wesen in der Welt blieb, das sich um mich kümmerte, dem ich nützlich sein konnte.

Es ist schrecklich, Täubchen, sich ganz allein in der Welt zu fühlen. Das war mein Fall; und als eines Tages Anisia kam, um mir zu sagen, daß sie nach der Fastenzeit Joma heiraten würde, fühlte ich, daß ich, wäre Wakja nicht gewesen, geradewegs zum Fluß hinuntergegangen wäre und mich hineingeworfen hätte. — Nun, die Zeit verfloß, der Sommer war vorübergegangen und die Ernte war eingebracht worden. Damals heirateten Anisia und Joma. Anisia kam, um sich mit in ihrem ganzen Brautschmuck zu zeigen, mit Mengen roter Perlen und einem hübschen roten Taschentuch um den Hals. Joma hatte ein Paar neue Schuhe, die er sich aus diesem Anlaß gekauft hatte, und ein neues, blaßrotes Hemd, und jebermann sagte, daß sie ein anmutiges Paar wären. Bevor sie in ihres Mannes Hütte zog, kam Anisia wieder zu mir und sagte mir, daß sie mir Wakja lassen wollte, damit ich für sie Sorge; und während sie das sagte, schien sie damit anzudeuten, daß sie mir eine große Günst erweise. Vielleicht tat sie das, wer weiß!

Nun, Täubchen, ich sah sie nachher kaum wieder, und Wakja war alles, was mir geblieben war. Meine kleine Geiß! Es störte sie nicht, daß ich nur ein Auge und ein narbiges Gesicht hatte. Wir pflegten miteinander auf dem Stroh im Stall zu schlafen; sie legte ihren Kopf auf meine Schulter und leckte mein Gesicht mit ihrer Zunge. Dann war ich glücklich, Täubchen, denn ich konnte mit vorstellten, daß es Anisia war, die mich küßte.

Nun, es dauerte nicht lange,“ fuhr er fort und seine Stimme zitterte ein wenig, „es kam ein Tag, an dem Anisia zurückkehrte und sagte, daß sie Wakja zurückhaben wolle, um sie in ihr eigenes Häuschen zu nehmen und mit ihr zu spielen, wie sie es zu tun pflegte, als sie noch ein kleines Mädchen war. Damals wußte ich, daß sie mit Joma nicht so glücklich war, wie sie es erwartet hatte, aber das war kein Grund, weshalb sie mir Wakja wegnehmen wollte; mir, der nichts als dieses kleine Tier hatte, das ihn glücklich machte. Ich bat sie, mir die Geiß zu lassen, ich sagte, sie würde nicht wissen, wie sie zu betreiben, daß Wakja eine alte Ziege wäre, die mehr Aufmerksamkeit verlange, als sie Zeit und Geduld hätte, ihr zu geben. Ich sagte alles, woran ich nur überhaupt denken konnte, um sie zu bewegen, mir das Tier zu lassen, aber sie weigerte sich, mich zu hören. Sie lachte, als ich ihr sagte, daß Wakja alles sei, was mir auf der Welt geblieben wäre, um mich an sie zu erinnern. Sie lachte und sagte, daß ihr Mann Wakja brauche und daß sie sie mit fortnehmen wolle, um sie ihrem Manne zu schenken.“

Da, Täubchen, kam etwas über mich, was ich vorher nie gefühlt hatte. Ich hatte zufällig eine Art in der Hand, mit der ich Holz gespalten hatte, und — ich tötete Anisia.“

Ein tiefes Stöhnen erschütterte seinen starken Körper. „Narr, Narr, wo bist du?“ rief eine Stimme vom anderen Ende des Raumes, wo die Sträflinge alle plauderten, so laut sie konnten, jetzt, da ihre Aufmerksamkeit durch die Geschichten, die Timofej ihnen erzählt hatte, von der Traurigkeit ihres eigenen Loses abgelenkt worden war.

„Narr, Narr, wo bist du?“ rief wieder einer der Sträflinge. „Komm da rüber, du wirst gebraucht, um die Parasha zu entleeren.“ — „Ich komme schon, ich komme schon,“ antwortete Ija und beeilte sich, zu gehorchen, wobei er zwischen seinen Zähnen murmelte: „Wakja — wer kann mir sagen, was aus ihr geworden ist! Wo ist Wakja?“

(Deutsch von Josef Kalmert.)



Weihnachtsstimmung im Hochgebirge

Weihnachten in Paris

Reveillon in Belleville und auf Montparnasse. — Die Mitternachtsmesse als Gesellschaftsereignis. — Elektrische Märchen. — Das Theater der jüngsten Generation. — Das fröhliche Spiel des lustigen Luftkriegeres. — Gasmasken als Weihnachtsgeschenk.

Hinter dem Nebelvorhang, der seit Tagen über Paris gefallen ist, bereitet ein geschickter Regisseur Verwandlungswunder vor. Für die Weihnachtsvorstellung der Großen und der Kleinen. Denn von den feudalen Avenuen der Etoile bis hin auf zu den engen Winkelgassen der Arbeitsviertel der Belleville rüstet sich Paris zum

Reveillon.

Das wird so werden wie jedes Jahr: vor zwei Wochen schon begannen die großen und die kleinen Restaurants, die „boites de nuit“ des Montparnasse und des Montparnasse, die bürgerlichen Abfüllungsinstituten der Boulevards und die „bistros“ von Grenelle bis zur Menilmontant mehr oder weniger farbige Plakate auszuhängen, auf denen sie die verlockenden Reveillon-Menus ihren sehr oder minder anspruchsvollen Kunden vor Augen und Nasen hielten. Auf keinen Fall natürlich die traditionelle dinde, die gefüllte Truthenne, ohne die sich der Pariser seinen Weihnachtschmaus nicht vorstellen kann. Reveillon, der Vorabend vor Weihnachten, ist der Tag, an dem der Soldat sich vornimmt, unzufrieden zu werden an dem der Arbeiter seine Großen jechmal zählt, um zu errechnen, ob er mit Frau und Kind und Regel sich in die ausgeräumte Hinterstube des nächsten Wirtes begeben kann, bei dem er für gewöhnlich abends von der Heimkehr seinen Steh-Aperitif genehmigt, um sich dort einmal ein Abendessen vorsetzen zu lassen, das — aie!, schreit die ganze Bande der Kleinsten in Vorahnung der wochenlang erträumten Lederbissen —, hört und staunt, drei Gänge aufweist. Er rechnet und rechnet und kann es sich vielleicht leisten. Denn in diesen kleinen Gassenkneipen ist die „dinde“ noch nicht zum Luxusobjekt, und der Glaube, unterstützt von den Koch- und Verwandlungskünften der Frau Witkin, läßt auch hier Seligkeitswunder erstehen. Vier Trüffeln in ein ganz ordinäres Gaderhuhn gespickt: den Rest liefert die schon mitgebrachte Stimmung, die über dieser Massenauswanderung schwebt, welche von Montrouge bis Cligny einfließt, wenn der große Weihnachtsbaum der Stadt alle seine Lichter in die Dezembernacht funteln und flackern läßt.

Zweihundert, dreihundert, vierhundert Franken pro Kopf melden die kleinen diskreten Speisefanten vor den vornehmen Nachtcafés, und: „Belegt und längs reserviert“, erklärt der Türhüter in Kasakenuniform, welcher die den Autos entsteigenden Gäste schnell und diskret zu mustern versteht.

An diesem Weihnachtsabend wird „gerupft“.

Und überall. In den meisten Theatern, die bereits einige Wochen voraus den Reveillon-Vorverkauf eröffnen und die Eintrittspreise verdoppeln. Und natürlich auch in den Kirchen, in denen die Mitternachtsmesse, wie für gewöhnlich in der Madeleine, der Saint-Sulpice, der Notre-Dame, mit großem künstlerischen Aufwand gefeiert wird. In gewissen Gesellschaftskreisen, die sich jahrsüber in andern Tempeln sehen lassen, gehört auch dies zur Tradition: mit vollgepumptem Magen sich das Mitternachtskonzert auf einem etwas unbequemen Kirchenstuhl anzuhören. Der heidnisch-christliche Tempel der Madeleine steht an diesem „Christabend“ einen Toilettenpunkt, wie sonst nur die große Oper an den Gala-Abenden. In der Sakristei schichtet der Küster die Banknotenbündel. Stühle zu zwei, dreihundert Franken sind auch hier die Regel. Draußen vor dem großen Portal treiben Geschäftstüchtige, die sich den „Vorverkauf“ zu sichern verstanden, mit den Eintrittskarten Schleichenhandel. Die Zutrittskommenden, das wissen sie, überbieten sich in den Preisen. Das wäre noch, wenn Manon, die „poule de luxe“, die sich ein Logenabonnement im Opera leisten kann, heute das „minuit Christian“ nicht hören könnte!...

Nicht seine Schatten, wohl aber seinen Lichtglanz hat dieser Festabend schon lange vorausgeworfen.

Ree Elektris erzählt Märchen.

Seit Wochen schon, den Pariser Kindern. Und die Ältesten, die zwischen zwanzig und hundert, staunen oft am meisten. Die Fassaden der großen Kaufhäuser, im allergrößten Stil jene des Louvre und der Galeries Lafayette, wurden vom letzten Stockwerk bis fast herab auf den Boden mit einem komplizierten Gewirre von elektrischen Birnen bedeckt. Der Eiffelturm, der immer noch seine Citroen-Lichtkranz in der Nachthimmel speit, erhält während dieser Weihnachtswochen Konkurrenz. Mit Hilfe dieser Glühlampen werden ganze Theateraufführungen vor die sich zu Hunderten stauenden Schaulustigen gebauert. Seltsame Schauspielere. Da betrachtet sich vom hohen Turm ein Astronom die zuckenden und zappelnden Sternbilder und den aufziehenden Mond. Da schießen sonderbare Kanoniere in diesen Mond, der dafür Spielzeug auf die Erde speit, direkt hinein in die klitzenden und blinkenden Weihnachtsauslagen des Louvre, die ebenfalls, wie jene der andern großen Kaufhäuser, während dieser Tage seltsam lebendig sind. Hier ist eine Szene aus dem Urmach, die ganze Jahrhundertfeier in Algerien, und dort ein tragikomischer Unfall auf dem Eiffelturm zu sehen. Ueberaus bewegliche Puppen sind die Schauspielere; ein feiner, veredelter Mechanismus steckt in ihren Körpern. Polizei aber muß ständig auf den Beinen sein, um den Aufmarsch der Passanten vor diesen Schaulustern zu regeln. Die Kinder erhalten dabei davon erzählt. Ihnen diese Fertigkeiten, die für sie ausbreitet werden, zeigen zu wollen, heße leichtsinnig ihr junges Leben gefährden. Für diese ihnen von den Alten geraubte Freude erhalten sie in den gleichen Kaufhäusern Entschädigung. Gratisvorstellungen während der ganzen Weihnachtswoche! Welch ein Seidenlärm immer noch auch unter den Verwöhnten, die man in Paris nicht nur ihr eigenes

Kindertheater.

„Le Petit Monde“, in dem die ganzen Vorstellungen von Siebenbürgen gegeben werden, nicht nur ihr eigenes Kinderkino, „La Lanterne magique“, sondern nun seit kurzem auch ihr Musik-Hall besitzen, um hinter ihrer Zeit von den Windeln auf nicht zurückzubleiben: „La boîte à Soujour“ nämlich. Aber wenn Fanskapler, der ewigliche, einen Vortragsgendarmer mit Stiefeln und Schnüren und Schnauzbart solid vermöbelt, ist das immer noch drölicher, als wenn eine kleine Baby-Tänzerin ihre linderengelungen Beine schwingt. Und das Lachen ist sicher auch gefährlicher. Vielleicht würden diese verwöhnten kleinen Prinzessinnen und Prinzen, die man im Hofsoirée, gouvernantesbewacht, im Luxemburg und den Tuilerien nie ohne weiße Handschuhe spielen sieht, eine gleich übermütige Weihnachtsfreude empfinden, wenn ihre um die Preise wenig bestimmten Papas und Mamas genau so wie jene Arbeiterfrauen, rechnend, rechnend und immer wieder rechnend, die Schenckfreude sogar im voraus vergäst durch die immer bedrückenden Geldsorgen des Alltags, die mächtigen Verkaufsstände umstehen würden, welche die meisten großen Kaufhäuser gleich im Erdgeschloß eingerichtet haben und an deren ein unheimlicher Massenabgang des allerbilligsten Spielzeugs erfolgt, das dort von einem bis zu fünf Franken klassiert ist. Ganze Kucheneinrichtungen, ganze Werkzeugsammlungen zu drei, vier

Franken. Etwas stark auf den Schein eingestellt, gewiß. Wie aber werden die Augen der ärmsten der Putzen und Mädels strahlen am Weihnachtsmorgen, wenn sie sich in halber Finsternis noch zu den am Kamin bereitgestellten Schuhen schleichen und feststellen, welche Herrlichkeiten ihnen „Père Noël“ gebracht hat. Die Freude dieser Nieverwöhnten wird in ihrem Ausdruck größer und anhaltender sein, so eintagsfliegenhaft dieses Spielzeug auch sein mag, als jene der kleinen Prinzessinnen und Prinzen, die diese komplizierten elektrischen Bahnen, die bis zu einem Tausender kosten, diesen Autos mit allen „Schikanen“, wie Papas Auto sie aufweist, diese Flieger und diese mechanischen Baukästen, mit denen man Brücken und Maschinen bauen kann, auf den wohlgebedeten Gabentisch gestellt erhalten.

Vielleicht sind es auch

Kriegs-Spielzeuge.

die allen propagandistischen Bemühungen pazifistischer Frauenvereinigungen, die seit Jahren auf diesem Gebiet einen lobenswerten Feldzug begonnen haben, zum Trotz, noch nicht aus den Spielzeuglagern verschwunden sind. Wie schade, daß neben den herrlichen Charakterpuppen, die heute von Künstlerhand entworfen sind, daß neben diesen allerlustigsten lachenden und weinenden und grockenden Hunden und Bären und Affen, neben den Ric und Rac, den Micky und Menuphäre, häßliche und bärbeißige Soldaten zu sehen sind. Gasbomben und kleine gasförmige Unterstände haben wir zwar noch keine gefunden; aber „Trommel, Säbel und Gewehr“ werden bereits prachtvoll ergänzt durch komplette Marschallsuniformen und Frontausrüstungen, durch großkalibrige Kanonen und das Maschinengewehr mit den gegen Ladehemmungen garantierten Ladestreifen. Wir übertreiben nicht. Hier sind die Objekte, mit denen der Heldengeist der aufwachsenden französischen Jugend weitergezüchtet werden soll. Und leider tauchte noch kein gegen diese Züchtung des offiziellen Sen-

Gyurka springt für Jesus ein

Von Erwin Sisko.

„Stehe auf, und nimm das Kindlein und fleuch... denn es ist vorhanden, daß Herodes das Kindlein suche, das selbe umzubringen.“ (Matth.)

Seit dem Herbst wurde es Tag für Tag schlimmer, wenn sich aber in der ersten Zeit auch keine Arbeit fand, zum Leben reichte die Frucht aus, die man sich im Schnitt verdient hatte. Wo aber fünf Kinder mauler vom Brot zehren, dort geht es mit den paar Säcken Mehl bald zu Ende. Und von den Bauern wurde man über die Achsel angesehen.

Wenn Gregor bei ihnen von Haus zu Haus ging, konnte er ja nie und da für einen Tag Arbeit bekommen, aber das war kein richtiger Tagelohn. Denn auf seine bittende Frage gab ihm selbst Vetter Jani, der benachbarte Bauer, immer zur Antwort, er brauche keinen Tagelöhner, und wenn er endlich mit schwerer Not doch auf den Handel einging, so tat er, als wäre es bloß aus Gefälligkeit geschehen: „Ich wäre damit auch so fertig geworden, aber weil du mein Nachbar bist und wenn du es schon mit aller Gewalt willst, kannst du morgen kommen.“

Und dann kam der morgige Tag. Vom dunklen Wintermorgen bis zum spätem Winterabend gab es dann für Gregor genug zu verrichten. Zu essen bekam er, und abends gab man ihm ein Stück Speck oder Würst mit, aber schließlich mußte er doch wieder demütig bitten: wenn sich zufällig wieder irgendwo Arbeit trübe, möge er doch an ihn denken der Herr Nachbar!

Die Frau ergab sich ihrem Schicksal und trug schweigend ihr Los. So war es auch bei ihren Eltern gewesen, so war es nun auch bei ihr, es war eben nicht anders. Sie hieß Dersze, und Dersze war eine verständige Frau. Aber die Kinder waren um so weniger verständig. Wenn Vater zu Hause hockte, freizügten sie, daß sie essen wollten, kam er hingegen erst abends nach Hause, dann balgten sie sich, wer von ihnen das größere Stück bekommen sollte. Dersze war eine verständige Frau, nur war sie nicht genug streng, und Kinder lassen sich ohne Strenge nicht erziehen. Gregor holte nach, was seine Frau versäumte. Der Hofentriemen war im Nu bei der Hand und schon verzogen sich die Knirpse in die Ecken. Aber nur an dem betreffenden Tag. Am andern Tag begannen sie von vorne. „Die haben ihre Gedanken immer beim Essen! Anderer Leute Kinder sind immer ordentlich und still“ und der Hofentriemen fauste und fauste immer häufiger, denn Gregor sah fünfundsiebzig Tage im Monat zu Hause neben dem kalten Sparherd.

Sieben... sechs... fünf... vier... drei Tage... nur noch zwei... nur noch ein Tag... schon heute wird Weihnacht sein! Es war nicht zu leugnen — die Kinder wußten es von den Nachbarkindern.

Draußen lag dider Schnee. Sogar die Kleinsten, die fünfjährige Marijka, die immer am meisten geraunzt hat, sprang jetzt vergnügt auf der verschneiten Dorfstraße herum und versuchte mit ihren ungeschickten Händchen Schneeballen zu kneten, den größeren Geschwistern gleich. Auch die drei Größeren gaben sich lustig dem Spiel hin; sie galten schon für brav, wenn sie nicht immer in der kleinen Stube Vater und Mutter auf dem Hals saßen, zur größeren Sicherheit plagten sie aber den Gyurka in einem fort mit der Frage: „Bist wir brav genug?“ Woran Gyurka streng antwortete: „Sind wir noch ja... bisher noch...“, er selbst aber spielte indessen nicht, ging unruhig umher, und wenn sich die Kleinen mit erwartungsvollen, demütigen Blicken gegen ihn wendeten, beobachtete er — äußerlich stolz wie ein Aufseher in der Schule, innerlich aber besonnen wie ein Hochkapler, der weiß, daß er bald entlarvt sein wird und dem es droht, aus einer riesigen Höhe herabzustürzen — wie die Sonnenstrahlen bereits schräg auf den hartgefrorenen Schnee fielen.

Die Gans... Jesus... die Gans... diese zwei Worte tummelten sich in seinem Kopf, sie führten da einen wilden Tanz auf, immer verzweifelter, immer toller. Die fremden Kinder, zu denen die Knirpse von der Gans nicht sprechen durften — Gyurka hatte es ihnen im Namen Jesu verboten — sind allmählich auseinander und nach Hause gegangen, und Gyurkas Geschwister trakteten nun ebenfalls, aufgeregt und stumm heimwärts.

„Jetzt... wird jetzt die Gans schon zu Hause sein?“ plapperte die kleine Marijka.

„Heule nicht“, herrschte Gyurka sie an, obgleich Marijka gar nicht geheult hat — gibt sich dann einen Ruck und jagt: „Du Dumme, sie wird dir am helllichten Tag herwatscheln.“

berberufs Protestierender auf, der an diesem von einem eigens dazu bestellten Verkäufer vordemonstrierten „neuesten Gesellschaftsspiel für Kinder und Erwachsene“ und den ganzen Schachtelgeln, in denen diese Verirrung eines Narren schlummert, seinen gerechten Vandalismus ausgeübt hätte. Dieses „neueste Gesellschaftsspiel“: drei Flieger, die ein Dorf bombardieren; die Häuser spielen die Rolle der Kisten eines Rouletts; die Fliegerbomben sind kleine Stahlkugeln, die es in die Häuser und Kirchen zu dirigieren gilt. Das lustige Fliegerbombardierungsspiel! Das heitere Spiel des fröhlich-fromm-fröhlichen Luftkrieges! Wie herrlich und aufmunternd doch das Händelklaffen der Kinder Mägen muß, wenn unter wohlgezieltem Wurf die Abwurfklappe eines der Flugzeuge sich öffnet, und beng-beng-beng, die kleinen Bomben niedertrummeln, auf Kirche, Schul- und Zuchthaus. Vielleicht können hierdurch gewisse Abneigungen gegen das Schulhaus abgereagiert werden. Sicher ist, das der geniale Erfinder dieses Spielzeugs nicht morgen erst ins Zuchthaus gehörte: Und mit ihm der Fabrikant, der diese wunderbare Cocktail-Services serienweise für die kleinsten Damen der besten Gesellschaft herstellen ließ. Allerdings: wenn das Brüderchen Dörfer bombardiert und mit dem ladehemmungslosen Maschinengewehr auf seine Puppen schießt, darf das kleine Mädel auch den Schalter schwingen, genau wie Mama, die ihr Cocktail-Kästchen, das diskrete Symbol einer in Viqueur-Mischungen „kublierten“ Willerei der obren Jekhtantend, als Weihnachtsgeschenk erhielt!

Wie um so viel humaner klingt doch hiergegen das verriekte Weihnachtsinfertat das im „Chasseur Français“ zu lesen war, und das

eine Gasmaske als nützliches Weihnachtsgeschenk

anempfehl. Gasalarm! war als aufrüttelndes Stichwort zu lesen. Und darunter sah man einen kleinen Bildschwein gleichen jungen Mann, der die Maske aufgestülpt hatte die — den um die Nützlichkeit eines Weihnachtsgeschenkts Belorgten, sei es verraten — zum Preis von 160 Franken von den Establishments Boudon in Des Essifottes (Gironde) zu beziehen ist. Jeder seine eigene Gasmaske! lautet die Parole. Wie herrlich doch die Welt werden wird, wenn wir alle solche weihnachtlichen Bildschweine sein werden!

damit alle Leute sie sehen. Fällt ihr gar nicht ein! Sofort, nicht ein Wort dürft ihr sagen, müßt ihr euch niederlegen, und in der Früh, wenn ihr aufwacht, wird die Gans auf dem Tisch sein.“

„Gebraten?“ fragte mit einem gewissen Mißtrauen Jolzi, der schon neun Jahre alt war.

„Nede nur viel“, drohte ihm Gyurka, „dann wird es aus sein mit der Gans!“

Die zwei Kleinsten schliefen bei den Eltern. Gyurka legte sich mit den zwei Brüdern schlafen — legte sich aber nur so hin, schlafen konnte er jetzt nicht. Der Mond schien durch das kleine Fenster herein, das Haus, in welchem sie wohnten, lag am Ende des Dorfes und es herrschte eine so tiefe Stille, daß Gyurka fürchtete, Jolzi könnte aufwachen und hören, wie laut sein Herz schlug. Jesus... die Gans... Jesus... Gyurka war ein kluger Knabe und wußte, daß ein Christbaum für Geld gekauft wird. Er wußte auch, daß die Bauernkinder Christbäume hatten, die armen Kinder aber keine. Jetzt schloß er aber trotzdem die Augen und dachte an eine große, fette Gans mit rotem Schnabel, die Tür tat sich auf und auf einmal würden alle durch wildes Gi-ga-gi-ga gewacht, alle! Er lag in einem merkwürdigen Zustand da: er wäre sehr glücklich gewesen, fürchtbar glücklich, hätte sich aber gar nicht gewundert, wenn dies alles wirklich geschehen wäre. Jesus... kleiner Jesus... Gyurka betete und wartete.

Und er schlief ein, aber dann schrak er auf; draußen war Glockengeläut. Man ging schon zur Mitternachtsmesse und bald... würde der Morgen da sein. Und plötzlich ließ ein Gefühl des Schreckens einen Gedanken mit großer Kraft in Gyurkas Gehirn aufsteigen. Das Herz schlug ihm noch lauter als er geräuschlos aus dem Bett schlüpfte, die Hose und den Rock überstieß — die kleinen Spanken in der Hand, schob er den Riegel an der Tür beiseite und stand nun draußen im Hof. Das Glockengeläut hat aufgehört. Hastig betretzte er sich, wie es die Mutter immer tat, zog behutsam die Spanken an und laufte.

Das Dach war zwar hoch, doch unten lag der weiche Schnee. Gyurka glitt noch ein wenig nach vorne und war dann mit einem Sprung unten im Hof. Vetter Jani besah jedoch nicht nur viele weiße Gänse, er hatte auch einen großen zottigen Hund an der Kette liegen, der nun ein wildes Gebell erhob, und die Kette klirrte und rasselte dazu fürchterlich. Im Haus aber rührte sich nichts; alle waren zur Mette gegangen.

Gyurka kannte sich im Hofe des Vetter Jani gut aus. Er mußte an dem Kettenhund vorbei, hin und zurück mußte er an ihm vorbei, wenn er zur Hühnersteige und wieder zurück nach Hause wollte. Er konnte deutlich sehen, wie der Hund die Zähne fletschte. Das wilde Bellen — der Hund versuchte sich wütend von der Kette loszureißen — flößte ihm solche Angst ein, daß die Knie ihm zitterten. Dann fiel ihm aber wieder ein, was morgen sein würde, und daß er zuschanden werden sollte... Jesus... er schloß die Augen und rannte, was er nun konnte, gegen die Hühnersteige.

Er spürte kaum, daß der Hund ihn am Fuße biß, er rannte weiter. Und es war wie im Traum: dort saßen sie, der Reihe nach, eine neben der anderen, blendend weiß gefiedert, mit großen roten Schnäbeln, Gänse, Gänse.

Gyurka war mit einem Sprung bei ihnen, packte die erste, nächste, und nahm sie unter den Arm. Er hörte das Bellen nicht, nicht das Kettenklirren, fühlte nicht, wie der Gänserich unter seinem Arm ihn in die Hand biß — wieder hatte sich der Hund in den Fuß eingehakt, aber Gyurka riß sich vorwärts...

Plötzlich hielt er im fremden Hof inne, er wußte nicht, wie auf das Dach zurückzugespringen. Er sah sofort: es gab nur einen Weg, zurück zur Hühnersteige, die war niedrig, von dem Dach der Hühnersteige hinauf auf das Dach des Hauses... Der Hund biß ihn jetzt noch einmal, er aber sah jetzt nur noch das Dach.

Das Hundegelbell im Nachbarhof weckte die dort drinnen auf. Die Kleinen lachten noch im Halbschlaf: gewiß ist es der kleine Jesus, der die Gans bringt. Gi-ga-gi-ga erklang es auf dem Hof. Gyurka aber lag, mit einem Lächeln im Gesicht, im Schnee...

Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Irma Rothbart.

Mensch unter Menschen

Von Karl Heinz.

Das Heulen der Schiffstrome riß mich aus dem Schlummer. Schlafrunten lag ich mich um. Eine niederdrückende Schwüle lastete auf allem in der engen Kajüte. Nicht der geringste Windhauch fächelte vom Windfänger herüber.

Ich war für einen Augenblick ganz benommen. Obwohl ich vollkommen unbefleidet schlief, war ich doch wie in Schweiß gebadet, und jede Bewegung pumpte neuen Schweiß aus den Poren.

Jetzt fiel mir auch auf, daß das monotone Stampfen der Schiffsmaschinen nicht mehr zu spüren war. Anscheinend lagen wir still. Also deshalb diese durch keinen Luftzug gemilderte und bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Hitze. Ich stürzte zur Luke. Rote, grüne und gelbe Lichter blinkten aus relativ geringer Entfernung zu mir herüber. Ganz deutlich hörte ich jetzt auch das Schreien des ersten Offiziers mit den Matrosen, die die Landungsmanöver ausführten, wobei es ohne Klagen nicht zu gehen schien.

Ich sah nach der Uhr: ein Viertel nach fünf. Um sechs geht in den Tropen die Sonne auf. An Weiterfahren war da nicht mehr zu denken. Schnell zog ich mich an und eilte an Deck.

Der wachhabende Offizier teilte mir auf meine Frage mit, daß wir bei der Insel Barbados, die zu den Kleinen Antillen gehört, angelegt hätten. Neugierig sah ich um mich. Langsam näherte sich unserem Ozeanriesen eine Dampfbarasse. Geschmeidig glitt sie neben die Bordwand und stoppte. Sie brachte uns ein ganzes Regiment Küstenmatrosen, die hier in den Tropen um den Schundlohn von einem Dollar pro Tag an Stelle der Weißen die schweren Verladearbeiten verrichteten. Ein schier nicht endenmolender Zug von Negern — es waren lauter Neger — kletterte mit affenartiger Behendigkeit die Strickleiter über die hohe Bordwand herauf. Sofort begann ein reges Treiben. Dampfwinden und Verladekräne wurden in Bewegung gesetzt, und das Abladen der Tragteile über schlecht geschmierte Rollen machte eine ohrenverletzendende Musik.

Unterdesse war auch die Sonne aufgegangen, und ihre ersten Strahlen beleuchteten eine mir wunderschön blinkende Tropenlandschaft, deren schlanke Kokospalmen mit einem Willkommgruß herüberzuwinken schienen. Ganz versunken stand ich da. Erst der Ruf „Vorwärts!“ zwang mich, meine Blicke von dem mir ungewohnten Panorama abzuwenden. Blühschnell drehte ich mich um, und hatte gerade noch Zeit genug, einigen an einem Kranhafen brumelnden Reisenden auszuweichen, die mich unfehlbar ins Wasser geschleudert hätten. Schnell zog ich mich aus dem Bereich der Krananlage, die wie Jangarme nach mir zu langen schienen, zurück.

Bei dieser Flucht aus der Gefahrenzone stieß ich auf einen halbwüchsigen Negerjungen, der einige Körbchen mit Zitronen, Bananen und anderen Tropenfrüchten trug. Um seine mageren Beine schlotterte eine für ihn zu weite Hölze von undefinierbarer Farbe. Mit breitem Grinsen kam er auf mich zu und bot mir von seinen Früchten an. Er nahm einige davon in die Hand, presste ihre Güte mit überhöflichen Worten, mir ab und zu einen unterwürfigen, scheuen Blick zuwerfend. Seine Augen weckten in mir eine Erinnerung. Ich dachte unwillkürlich nach. Eigentlich waren es nicht die Augen selbst, die mich an etwas Bekanntes zu gemahnen schienen, eher das, was aus ihnen sprach. Eine Bewegung des Jüngens lenkte mich wieder ab. Er wollte

schon, da er mich so verloren in Gedanken dastehen sah, seine Körbchen zusammenpacken. Um ihn noch zurückzuhalten, fragte ich nach dem Preis der Bananen. „Sechs Pence, mein Herr“, gab er zur Antwort. Und wieder traf mich ein Blick aus diesen Augen — jetzt hatte ich es —, aus diesen Augen einer gequälten Kreatur. Jemandem hatte ich einmal einen Kettenhund gegeben. Der genau denselben Blick hatte. Diese Hundeaugen konnte ich damals lange nicht vergessen. Die Lehnlichkeit mit diesen hier riefen sie mir sofort wieder ins Gedächtnis zurück. Duldungen, beschämende Demütigungen und eine grenzenlose Furcht vor einer unsichtbaren Peinliche schrien mir aus diesen Augen ihre stumme Anklage entgegen. Da hatte ich einen Vertreter jener verzichteten und noch heute, trotz Sklavereiverbot, in Ketten schmachtenden Menschenrasse vor mir.

Erwartungsvoll stand der Junge in respektvoller Entfernung. Um sein Vertrauen zu gewinnen, forderte ich ihn auf, sich eine Zigarette zu nehmen. Zögernd kam er näher und langte ungeschickt mit seiner wie schmutzig aussehenden Hand eine Zigarette aus der hingehaltenen Tabatiere heraus. Mit einer gierigen Bewegung steckte er sie zwischen die wulstigen Lippen. Lächelnd gab ich ihm Feuer, und hastig begann er zu rauchen, mich dabei immer von der Seite mit einer gewissen Neugierde betrachtend. Es schien ihm unfaßbar. „Verdienst du viel?“ fragte ich ihn unvermittelt. Verständnislos sah er mich einen Augenblick lang an. „Nicht für mich, für Mr. Clark“, gab er dann ruhig zur Antwort. „Wir alle, wie wir hier sind, verdienen für Mr. Clark“, setzte er nach einer Weile ergänzend hinzu.

Kommissar Tesch sah ergeben zurückgelehnt in seinem Armfessel und hörte den hemmungslos dahin plätschernden Ausführungen seines Friseurs zu. Im Innersten seines Herzens hatte er Schwäher aller Art. Er hatte indes mehr als einmal erfahren, daß schwaghafte Leute für die Polizei mitunter recht wertvolle Persönlichkeiten sein können. Er ließ daher auch seinen Friseur gewähren, während er gleichzeitig eine Tageszeitung durchzog. Während der Mann im weißen Kittel, der Tesch schon seit vielen Jahren bediente, das Haar des Detektivs um etliche Bruchteile einer Elle verkürzte, erzählte er eine seiner Meinungen nach äußerst interessante Geschichte, deren langatmige Einleitung Tesch zu mehrmaligem Gähnen veranlaßte.

„Sollte man's glauben, daß es heute noch so rückständige Chefs gibt, die von ihren weiblichen Angestellten verlangen, daß sie langes Haar tragen? Können Sie sich denken, daß so ein Chef ein armes Mädel auf die Straße setzt, weil sie sich einen Pagenkopf schneiden läßt?“ Der Mann im weißen Kittel hefte förmlich vor Entrüstung, als er an Tesch diese gebietend Antwort erheischende Frage richtete.

Tesch gähnte noch einmal aus tiefster Ueberzeugung. „Das ist doch nicht so fürchterlich“, meinte er, „wenn jemand eben

„Er ist wohl sehr reich, dieser Mr. Clark?“ begann ich von neuem. „Oh, Mr. Clark ist der reichste Mann von Barbados und Trinidad“, erwiderte er mit erhöhter Stimme. „Und wieviel bekommt du?“ „Einen halben Penny pro Körbchen.“ „Berlauffst du viel?“ „Fortfahre ich weiter.“ „Wenn ein guter Tag ist, machst du siebzehn Körbchen, Herr.“ „Möchtest du nicht auch so ein Mr. Clark werden?“ drang ich weiter in ihn. „Unmöglich für Schwarze“, gab er kalt zurück.

„Nicht möglich für Schwarze“, wiederholte ich langsam. Plötzlich hub er an: „Sie sind so gut zu mir, so ganz verschieden von den anderen, warum?“

„Weil — weil du und die Angehörigen deiner Rasse mir leid tun.“ brachte ich stotternd heraus. Ungläubig sah er mich an, und nur ein eiskaltes „Oh!“ entrang sich seinen Lippen. „Und wollen Sie uns helfen?“ fragte er interessiert. „Wenn ich es imstande wäre, gern, aber ich allein...“ Enttäuscht zog er die Unterlippe nach abwärts. Doch hatte sein Blick jenen Ausdruck angenommen, der Menschen eigen ist, die in weite Fernen zu schauen scheinen. Vielleicht war ihm etwas von der Bedeutung der Solidarität aufgeblüht.

Ein beschämendes Gefühl beschlich mich plötzlich, das meiner Ohnmacht, nicht helfen zu können, entsprang. Rasch leerte ich meine Börse und ich drückte ihm den Inhalt in die Hand. „Wollen Sie Bananen oder Mangos?“ fragte mich der Junge. „Nichts, Junge, es gehört diesmal dir ganz allein. Kaufe dir etwas darum und denke dabei an mich. Es soll dich daran erinnern, daß nicht alle Weißen eure Feinde sind, lange nicht alle, aber du und deine Brüder wissen es nur nicht. Und nun — sei gegrüßt.“

Lächelnd hielt ich ihm die Hand hin. Er ergriff sie leuchtenden Auges, und an dem Druck der seinen spürte ich, daß er empfunden hatte: er, der Angehörige der schwarzen Rasse, war als Mensch unter Menschen gewertet worden.

Der rückständige Chef

Von D. Kander.

von langen Haaren mehr hält als von kurzen. Es gibt noch eine ganze Menge ältere Herren, die sich an die kurze Frauenhaarmode nicht gewöhnen können. Wenn sie bei der Frau Gemahlin kein Glück haben, dann versuchen sie ihren Standpunkt eben bei ihren Untergebenen durchzusetzen.“

„Aber der Chef, von dem ich da eben erzählte, soll noch ein ziemlich junger Mann sein. So hat sie mir wenigstens versichert.“

„Wer hat Ihnen das berichtet?“ fragte Tesch in tiefster Gedankenlosigkeit. Er las eben eine herbe Kritik an der Tätigkeit seiner vorgelegten Behörde, die ihn äußerst amüsierte.

„Bei mir läßt sich schon seit längerer Zeit ein junges Mädchen fristieren, das längere Zeit ohne Stellung war. Na ja, ich habe für den halben Tarif gemacht, man kann ja nicht so hart herzig sein. Sie hatte ziemlich langes Haar und ich versuchte sie oft für einen netten Pagenkopf zu begeistern, sie wollte aber nicht. Unlängst erzählte sie mir, daß sie endlich eine neue Stellung gefunden habe, und zwar als Reiseekretärin bei einem jungen Kaufmann, der viel ins Ausland reise. Also eine Stellung, nach der sich jede Stenotypistin die Finger leckt. Sie wollte die Stellung in wenigen Tagen antreten und beschloß in der Freude ihres Herzens, sich nun endlich einen Pagenkopf schneiden zu lassen. Na, ich schnitt ihr also einen erstklassigen Pagenkopf, wünschte ihr noch Glück zu ihrer neuen Stellung und sah sie dann zwei Wochen nicht mehr. Da kam sie plötzlich wieder und ich sah ihr gleich an, daß irgendein Unglück passiert sein müsse. Na, ich sagte Ihnen ja schon, was passiert war. Ihr Chef hatte ihr erklärt, daß er sie wegen ihres langen Haars entzweit habe und daß sie sich jetzt zum Teufel scheren könne. Was war der Traum. Ich hab' mir direkt Vorwürfe gemacht, daß ich sie zu dem Pagenkopf überredet habe. Aber wer kann auch wissen, daß es noch solche Idioten gibt...“

Tesch's Blick blieb plötzlich auf einer kleinen Anzeige haften und kam minutenlang nicht davon los.

„Sekretärin gesucht. Nur Damen mit langem Haar wollen sich melden unter Chiffre M. Bild erheben.“

Er zeigte dem Friseur die Anzeige. „Das wird möglicherweise derselbe Herr sein, der Ihre Kundin zum Teufel geschickt hat. Jetzt verläßt er sich gar nicht mehr auf den Zufall, sondern sucht direkt.“

„Ja, meine Kundin bekam das Stellungsangebot direkt ins Haus, ohne daß sie sich darum beworben hatte. Sie war direkt verblüfft. Um so größer natürlich die Enttäuschung.“

„Das ist ja merkwürdig“, sagte Tesch, der inzwischen die Zeitung weiter geblättert hatte. „Hier steht schon wieder was von langen Haaren.“ Es war ein Bericht über einen merkwürdigen Zwischenfall an der deutsch-holländischen Grenze.

„Ein merkwürdiger, für die Zollschneidungsstelle allerdings recht erfreulicher Zwischenfall ereignete sich gestern Abend an der deutsch-holländischen Grenze, als gerade die Gepäckskontrolle vorgenommen wurde. Einer Dame in einem Coupée der zweiten Klasse fiel ein Gepäckstück aus dem Koff auf den Kopf. Sie sank mit einem Schmerzenslaut zusammen und schien ziemlich verletzt zu sein, da sogleich Blut über ihr Gesicht zu fließen begann. Trotzdem sie sich merkwürdigerweise sträubte, wurde sie sogleich zum Bahnhofsarzt gebracht. Hier weigerte sie sich kühnhaft, die Wunde untersuchen zu lassen, fiel aber plötzlich, wahrscheinlich wegen des Blutverlustes in Ohnmacht. Bei der genau angedachten Untersuchung entdeckte man nun, daß die Dame im Haar versteckt — sie trug auffallend langes, dichtes Haar — einen ansehnlichen Diamanten getragen hatte. Der scharfgeschliffene Diamant war es, der ihr, als der Koffer auf ihren Kopf fiel, die schwere blutende Wunde beigebracht hatte. Die Zollschneidungsstelle hat auf diese Weise einen guten Fang getan, obwohl sich die vom Pech verfolgte junge Dame standhaft weigert, ihren Auftraggeber anzugeben.“

Tesch ließ den Friseur schweigend seine Arbeit beendigen und stand dann auf.

„Wissen Sie, daß schwaghafte Leute ein Vexier ist?“ wandte er sich an den Mann im weißen Kittel.

„Wie meinen Sie das?“ ließ der also Gefragte in tief bedrücktem Ton vernehmen.

„Ich meine das so, falls sich einmal jemand über Ihre schwaghafte Persönlichkeit beschweren sollte, dann sagen Sie ihm, daß Ihr alter Stammkunde Kommissar Tesch schwaghafte Menschen ganz besonders liebt.“

Der Friseur glaubte dem Kommissar verständnislos an.

„Merken Sie denn noch immer nicht“, fuhr ihn Tesch lechzend an, „daß Sie mir eben den feinsten Tip meines Lebens gegeben haben?“

Das tote Haus

Draußen vor der Stadt stand eine kleine, altersgraue Kate. Auf dem verwitterten Ziegeldache wucherten Moosballen. In der Regenrinne wiegten sich Haselhalme. Zerfallen war die Pforte.

Wie tot lag das Haus. Schauern überkam die Menschen, die vorübergingen. Sie wußten; es ist das tote Haus.

Mutter Graab wohnte darin, eine alte Frau mit bleichem Gesicht und tiefliegenden Augen. Ihr Rücken war gebogen von Gicht und Alter. Einsam verbrachte sie ihre Tage. Von den Menschen wollte sie nichts mehr wissen.

Und doch war sie nicht allein. Immerfort sprach sie vor sich hin. Mit Dieter schwatzte sie, ihrem Jungen. Bis auf den Tag glaubte Mutter Graab nicht, daß Dieter in Frankreich irgendwo unter der Erde läge. Auf dem Schranke stand ein Bild von ihm. Seine Augen schienen hell herab auf die kleine Stube. Von diesem Leuchten zehrte die Alte. Nur um den Jungen ging noch ihr Denken. Als Spul war er im Hause, um den Tisch geisterte er, in der Kammer wehte zur Nacht sein Atem.

Ihr Glaube war ohne Ende.

Früh kam die Sonne des Spätherbstes. Als es still wurde, kam noch ein Landstreicher daher. Dem sah die Jungend aus den Augen; braun war er von Wind und Wetter. Er bog vom Wege ab, um im toten Hause vorzusprechen. Stidige Luft schlug ihm entgegen. Benommen blieb er auf der Schwelle stehen. Schwarz erschien ihm alles, was er sah. Nur ein bleiches Gesicht und hohle Augen schwebten in diesem Dämmern, da wollte er wieder gehen.

Als er sich noch einmal umdrehte, leuchtete jemand, und zwei lange, schwarze Arme umschlangen seinen Leib. Eine heitere Stimme krächzte: „Gott, mein Gott!“

Regungslos stand der Landstreicher. Er wollte abschütteln, was sich an ihn krampfte, konnte es aber nicht. Ein beider Körper hing an ihm. „Dieter, mein Jung! Mein Jung!“ Mit neidelnden Händen strich die Alte an ihm auf und ab. „So lange hast du mich warten lassen! — Ich hab ja gewußt, daß du zurückkommst! — Mein schöner, großer Jung!“

Der Landstreicher strich der Frau über das rauhe Gesicht. „Liebe Frau, ich bin ja gar nicht...“

„Bist du müde, Jung? — Kommst wohl von weit her! — Hier hast du den Stiefelknecht!“ — Willst du essen? Mutter Graab hörte nicht auf ihn. Sie hantierte herum, drückte seine Hände und sprach selbst immerfort. Und als sie einmal vor ihm stand und ihn mit all ihrer Liebe ansah, sehte er wieder an: „Ich bin wahrhaftig nicht der Dieter, Frau!“ Mutter Graab stieß ihre Arme in die Seiten und lachte laut auf. „Bist noch ganz der Alte, Dieter! Weißt du noch, hast mich manchmal zum besten gehalten, als du noch klein warst!“

Der junge Landstreicher stand unterdessen mitten in der Stube. Da kam ihm ein Duff von gebratenem Speck in die Nase. So etwas hatte er lange nicht gekostet. Als was, dachte er und schüttelte die Bedenken ab. Wenn die Old es so will, an mir soll's nicht liegen! Als die Frau ihn zuletzt fragte, ob er müde sei, antwortete er nur: „Ja, sehr müde!“

Lange lag er nach in seiner Kammer. Spät hörte er leise Tritte. Mutter Graab trat an sein Bett. Er tat, als

schliefe er. Lange stand die Frau; über die Decke tasteten ihre Hände, bis sie die seinen fühlte. Ein fester, tiefer Druck; dann ging die Frau ebenso leise wieder fort. Der Landstreicher warf sich herum. „Verrücktes Weib!“ knurrte er.

Es war heller Morgen, als er zum Frühstück erschien. Mutter Graab war längst in ihrer Arbeit. Alles, was bisher herumgelegen hatte, war aufgepackt. Voll Eier wirtelhaftete sie. In ihrer Freude lebte sie auf. Schnell waren ihre Glieder, als flöhe neues Blut hindurch. In einer Ecke lehnte der Krüdstock. Sie brauchte ihn nicht mehr. Der Landstreicher hantierte herum, wo es etwas auszubessern gab. Von Zeit zu Zeit huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Absonderlich erschien ihm seine Lage, aber nicht schlecht.

Als beide beim Abendbrot saßen, sagte Mutter Graab plötzlich nach seiner Hand. Sie brauchte Halt. Grau wurde ihr Gesicht. In den Augen begann ein flackerndes Feuer zu spielen. Die Brust ging keuchend. „Jung! — Dieter!“ stöhnte die Frau. Der Landstreicher erschrak. „Bringe mich — nach — dem Bett — mir wird so...“ Sie sank zusammen. Die Augen waren geschlossen. Zittern ließ durch ihren alten Körper. Eine Weile lag sie still auf ihrem Lager. Dann hob sie sich in sitzende Stellung, griff mit beiden Händen über die Decke und gab zu verstehen, daß er sich setzen sollte. Er tat es und nahm ihre kalte Hand in die seine. „Hast du Schmerzen, Mutter?“ fragte er endlich.

„Nein, mein Jung!“ Sehr leise sprach sie.

„Kann ich etwas für dich tun?“

„Daß nur, Dieter, es ist so schön nun. Bleib sitzen! Die Sonne geht gerade über dein Haar. Bist ganz dein Vater. Weißt du noch, wie du nach Feierabend immer auf seinen Knien rittest?“

Der Landstreicher fühlte, daß es warm in seiner Brust wurde. Er strich der Alten die Baden. „Ja, kleine Mutter!“

„Ich weiß es auch noch sehr gut.“

„Schlaf nun, Mutter!“

„Ja, nachher. Dein Vater...“

„Daß die alten Zeiten nun, schlaf!“

Mutter Graab stöhnte leise. „Mich friert, Dieter!“

Der Landstreicher holte eine Decke. Er hätte die Frau an sich drücken mögen; so übergewaltig war ihm das Herz.

„Ich bin so müde!“ Fast war es nicht mehr zu verstehen, was die weichen Lippen murmelten. Der Landstreicher stand am Bette und wußte nicht, was er tun sollte. Immerfort strich er über das eingefallene Gesicht.

Einmal öffneten sich die Augen noch wieder. „Mein Jung!“ Wie ein Atemzug so leise klang es. Dann schloß die Alte ein.

Und Mutter Graab hatte für alle Zeiten die Augen geschlossen. In Frieden lag sie nun. Die letzte große Freude stand auf ihr dem stillen, toten Gesicht. Die nahm sie mit nach drüben.

Als der Landstreicher sah, daß es mit der Frau zu Ende war, stand er lange und glaubte, die guten Augen müßten sich noch einmal öffnen. Dann streute er ein paar Feldblumen auf das Bett und ging leise hinaus.

Paul Behlan.

Spinozas Spiegel

Ein Edelmann in einem verbrannten Rocke ließ sich von einem Fergen über die Gracht (Gracht sind die Wasserarme, die Amsterdam durchziehen) hinübersetzen. Er verließ den Kahn und schritt durch mehrere enge Gassen. Vor einem engbrüstigen Hause mit vielen Verzierungen zwischen den hervorstühenden Querbalken und mit einem hohen Giebel blieb er stehen und spähte hinaus. Er hatte ein langes Gewand, wie es die Ärzte trugen, die in alter Zeit ihr Handwerk in den Städten der hohen Schulen trieben. Mynheer Vandersaalen hatte die Schriften des Descartes studiert und war ein Schüler des berühmten Eustachius in Amsterdam. Er trug eine kleine Tasche in der Hand, in der sein Mikroskop steckte. Die Linse war unklar und trübe geworden. Er wollte sie schleifen lassen.

Stimmlos stieg der weißhaarige Medikus die winklige Treppe empor. In diesem Hause wohnte ein Optiker, der Gläser zu schleifen verstand. Ihn hatte man ihm empfohlen. Als Vandersaalen in das zweite Stockwerk kam, blieb er überrascht stehen. Er hörte einen lauten Döns. „Bon allen Sinnen, die ich habe, lobe ich mir das Auge“, sagte eine helle Stimme. „Denn das Auge ist rein von Leidenschaft und klar wie die Seele, deren Fenster es ist.“ Und eine dunkle, nachdenkliche Stimme antwortete der hellen: „Kein Sinn ist frei von Trübung. Auch das Auge ist der Leidenschaft unterworfen, Signor Farini.“ Das Auge des Geizhalses ist voller Gier, das Auge des Verliebten voller Jählichkeit, und selbst das Auge des Weisen glänzt von drängender Leidenschaft nach Erkenntnis und Wahrheit.“

Mynheer Vandersaalen trat ein. Er befand sich in einer Dachkammer, die nur durch ein schmales, niedriges Fenster Licht empfing. Vor dem Fenster stand ein Tisch und vor diesem hockte eine zusammengeduckte Gestalt. Ein großer Kopf war über die Platte des Tisches gebeugt, auf der es von gläsernen Instrumenten schimmerte. Die Luft in dem Raume war trocken und heiß. Ein scharfer Stein knirschte. Er drehte sich. Die Hand des zusammengekauerten Mannes bewegte ihn.

„Du kommst jemand, Meister“, sagte die helle Stimme, und erst jetzt bemerkte der Medikus einen feinen, wohlausstattenen Herrn, der in einer Ecke des Zimmers unter einem mit Schriften vollgepackten Bücherbrett saß und die Beine übergeschlagen hatte.

„Mein Name ist Vandersaalen“, stellte sich der Arzt vor. „Habe ich die Ehre, mit dem berühmten Vinsenschleifer zu sprechen?“ — Der feine Herr verbeugte sich: „Farini“, sagte er, „Kaufmann aus Florenz, der in Holland zur Abwicklung eines geschäftlichen Unternehmens weilt.“ — Ich bin kein Vinsenschleifer.“ Und er zeigte mit einer abweisenden Geste auf den vor dem Tische Hockenden.

„So seid Ihr Baruch de Spinoza?“, wandte sich der weißhaarige Besucher an den mühsam Arbeitenden. Der richtete seine großen, dunklen Kinderaugen auf den Fremden und schwieg. Seine Lider waren von dem feinen Glasaub, den die Schleifsteine verursachten, gerötet.

„Ihr kennt mich nicht?“, fuhr der Gelehrte fort. „Was tut es? Ihr seid mir empfohlen worden. Ich bringe Euch mein Mikroskop zur Durchsicht und bitte Euch, die Linsen scharfer auszusleifen.“ —

Spinoza blieb in der hockenden Stellung sitzen. Aber er legte das Vornon, das er für den Kaufmann in Arbeit hatte, fort und griff nach dem Kasten, den ihm der Gelehrte aus seiner kleinen Tasche reichte.

Der Kaufherr rief: „Ich war früher hier. Ich bitte Euch, mir erst mein Augenglas fertigzustellen.“

Spinoza öffnete das Mikroskop und betrachtete die Linsen. „Mein Augenglas!“, forderte der Herr mit heller, lauter Stimme. — „Wozu braucht Ihr es?“ fragte der Glaschleifer, ohne sich in der Betrachtung des Mikroskops stören zu lassen. — „Ich brauche es für meine Geschäfte — ich war zuerst hier — ich kann ohne das Glas die Ware nicht betrachten, die im Hafen für mein Handlungs-Kontor angekommen ist.“ — „Wozu braucht Ihr das Glas?“ fragte der Schleifer, der ein heimlicher Philosoph und Weiser war, den weißhaarigen Medikus. — „Ich brauche die Linsen für meine wissenschaftlichen Untersuchungen, um den Menschen beizustehen und sie von Krankheiten zu heilen“, erwiderte der Arzt verwundert über diesen merkwürdigen Empfang.

„So werde ich Eure Gläser zuerst schleifen“, sagte der zusammengekauerte Mann mit dunkler Stimme. „Denn Eure Augen sind freier von Eigenmut als die des Kaufmanns.“ Und er drehte seine Schleifsteine und begann sogleich mit der Arbeit. — Da ließ sich auf der Treppe ein hastiges Laufen vernehmen. Es pochte an die Tür der Kammer. Ein rotwangiges Gesicht mit verwehtem Rotbaar steckte sich dreist hinein. Und als der Kaufmann ärgerlich nach der Tür ging, um den neuen Besucher abzutun, der die Arbeit des Schleifers abermals zu stören drohte, da riß der Neuantkömmling heftig die Tür auf und trat mit einem Sprunge herein. „Was willst du?“, fuhr ihn der Kaufmann an, denn er sah: das war kein Mensch, mit dem man viel Federlesens machte. Schmutzige Bundschuhe, zerrissene Strümpfe und verblühener Rock. Ein Bauer oder sonst ein ungeschliffener Gesell war das; das sah man.

„Ich bin ein Landstreicher und möchte diesen Spiegel geschliffen haben“, sagte der Rotbaarige und stieß den feinen Finanzmann beiseite. „Meinen Spiegel, Meister; er ist blind geworden. Ihr müßt ihn mir wieder blank machen, daß er das Sonnenlicht einfängt und widerstrahlt.“

Spinoza unterbrach seine Arbeit. „Guten Tag, Menschen“, sagte er und reichte dem Bauern die Hand. „Gib deinen Spiegel her; ich werde ihn zuerst vornehmen.“

Die beiden anderen widerstrebten sich. „Menschen ist das?“, rief der Kaufherr. „Dann ist es der Herr, der mit seinem Spiegel Zauberei und Altväter treibt.“

„Menschen?“, entristete sich auch der Medikus. Dann ist es der Schelm, der auf Märkten und Plätzen das Volk zu Quacksalbereien und kindischem Aberglauben verleitet!“

„Mein Spiegel ist ein Wunderspiegel!“, erwiderte Menschen Spiegel ernsthaft. „Jeder, der hineinschaut, erkennt sich selbst.“ Er hielt dem Kaufmann den Spiegel vors Antlitz, und dieser erkannte seine Gesichtszüge und sah seine Augen, die voller Gier nach Gewinn und Reichthümern waren. Und der Gelehrte erblickte sein weißes Haar und seine zerfurchte Stirn, die über zwei trübten, kurzschichtigen Augen sich wölbte.

Spinoza sprach: „Das Auge des Kindes ist reiner als das eulge. Es sieht die Liebe Gottes, die sich in den bunten Farben der Welt offenbart, und lacht nutzlos die Dinge an, daß auch die Dinge es nutzlos anlachen. Denn das



Ein Wagner-Denkmal an der Entstehungsläule des „Lohengrin“

Die Bronze-Gruppe von Professor Guhr-Dresden, die Richard Wagner als Gralsritter zeigt. Das Denkmal wird in einer Felswand an der Lohmühle im Liebetaler Grunde (Schäffische Schweiz) eingelassen, wo Richard Wagner 1846 wohnte und mehrere Partien seines „Lohengrin“ komponierte. Die Enthüllung wird an dem bevorstehenden 50. Todestag Richard Wagners stattfinden.

oberste Gefäß des Wahrheitschlauns ist, ohne Zweck und ohne Größeln zu schauen. Darum werde ich den Wunderspiegel des Narren zuerst schleifen.“

Menschen machte einen Luftsprung und setzte sich dem Glaschleifer auf den Arbeitstisch. Der reiche Kaufherr und der gelehrte Medikus mußten zusehen und warteten ungeduldig in der Giebelkammer. Ihre Meinung war, daß dieser berühmte Meister, der optische Gläser schliß, ein schlechter Geschäftsmann war, der es nie mit seinem Handwerk zu etwas bringen würde. Aber sie täuschten sich. Aus dem Spiegel des Narren, den die kundigen Hände schliffen, leuchtete noch heute kindlich erkannt und liebend lächelnd das Gesicht des Weisen.

Walter Meckert.

Menschen im blauen Kittel

Marceller Hafenschiffal

Man ist nicht für große Umstände in der „Bar du Lacodon“. „Garcen, einen Vermut-Soda!“ Der Ober verschwindet mit langer, flatternder Schürze, zwischen deren Gülgeldecken eine schwarze Zoppe spedig glänzt. Als er zurückkommt, wäscht er mechanisch mit einer schmutzigen Serviette über die Tischplatte und stellt das Glas ab. Es ist der letzte der wenigen Tische vor der „Bar“, die direkt an der Kaistraße des alten Marceller Hafens liegt.

Es wird Abend. Die Männer, die vorübergehen, haben fast alle blaue Kittel an. Das sind die friedlichen Arbeiter. Es gibt auch Geden mit Lackschuhen und weißen Gamaschen. Das sind die gefährlichen Ausbeuter und Zuhälter.

Auf den freien Stuhl am Tisch setzt sich ein Hafensarbeiter. Er hebt die Land an den Rand der Spornmühle. (Man ist nicht für große Umstände in den „Bars“ von Marseille.) Ein stämmiger Kerl mit feingekritztem Gesicht. Er trägt ein rotes, verblühtes Halstuch, seine Füße stecken in Stiefelkappen. Als der Kellner kommt, weiß er nicht recht, was er bestellen soll. Er sieht auf den Vermut-Soda. „Eine Anisette!“ entscheidet er sich dann.

Wir blicken lange schweigend auf die Schiffe, die wie Pferde im Stall liegen. Vom Meer weht eine leichte Brise hinein und bewegt die Röhre langsam hin und her. „Man könnte meinen, sie atmen im Schlaf!“ sagt Panard. Er heißt Panard, ist Marceller Hafenskind, eins von den Kindern, die den Geruch des Meeres so lange atmen, daß es ihnen nur noch auffällt, wenn sie ihn nicht riechen, in einer Gegend im Hinterland oder in der Fremde. Eins von jenen Kindern, die viel Sonne über sich hatten, eine Sonne, die über Wasser scheint.

Der Neger Ali kommt heran, bleibt stehen und radebrecht im Marceller Negro ein Angebot. Panard hört zu und steht dabei immer auf die Schiffe. Ali hat gültige Augen, man kann ihm das Angebot schon glauben. Sie zünden sich eine Zigarette an und sehen jetzt beide über das Wasser. Panard bestellt für Ali auch eine Anisette. Ja, da wird man wohl wieder mal losfahren müssen. Nach Algier hinüber. Es wäre nicht das erstemal. Hier ist mit der Arbeit jetzt auch nicht viel los. Und man ist ja immer bereit zur Abreise. Schon darum, weil man so gern wiederkommt, nach dem alten Hafen von Marseille. Man geht mit irgendeiner Erinnerung an ein Erlebnis, an eine Liebe fort, um zu gleichem Erleben zurückzukehren. Aber es hält sie dann wieder nicht lange, sie alle müssen wieder hinaus, um immer wieder von neuem zurückkehren zu können.

Mietze hat hinten, am Gemüseplatz, ihren Verkaufsstand zusammengepackt und ist mit einem Korb aus Strohgeflecht auf dem Heimweg. Vor Panard macht sie halt. Es ist die Frage, wer von beiden, Robert oder Panard, für sie Zeit hat, heute abend. Beide verneinen. Oh, Jaja! Also Abschiedsabend! Bei Vater Monnard. Gemacht! Mietze geht weiter und wiegt sich dabei in ihren breiten Hüften. Panard und Ali sehen ihr nach — dann wieder auf die Schiffe. — „Ober, zahlen! Zwei Anisetten und einen Vermut-Soda!“ Panard und Ali danken mit dem Finger am Wägenrand. „Darf ich auch zu Vater Monnard kommen?“ Man lacht. Oh ja, man freut sich, weil man wenig Umstände macht. Weil ein Gast immer willkommen ist.

Und bei Vater Monnard fließt dann der billige süßfranzösische Wein. Panard und Robert drehen sich zum aufreizenden Rhythmus der Banjomusik und eines automatischen Klaviers.

Rassenunterschiede gibt es fast nur beim Tanz — kaum bei den Mädels. So sitzt Ali am Tisch und freut sich still über sein Abschiedessen — und auf Algier. Robert ist ebenso groß und breit wie Panard. Nur Marcel ist noch ein kleiner Stilk. Er ist auch erst 15 Jahre alt. Mietze ist zu ihm fast wie eine Mutter. Sie muß ihn trösten, denn sein bester Freund, Joso, ist ihm plötzlich gestorben. Marcel ist also nicht nach Tanz zumute, aber wo schon hingehen, um sich zu Hause zu fühlen, wenn nicht zu Vater Monnard?

Dann geht man einmal auf eine Zeit hinaus, vertritt sich die Beine am Kai, schnappt nach frischer Luft. In den Seitengassen wehen wie Dachgespenster die weißen Wäschebahnen, die zum Trocknen hinausgehängt wurden. Jetzt scheint der Mond fast taghell, beleuchtet das Tafelwerk der alten Schiffe, die zu träumen scheinen. Mit Gefang und Banjomusik zieht ein Trupp Burlesken vorüber. Ali beginnt leicht zu steppen. Aber so recht kommt die Stimmung nicht auf. Daß Joso nicht mehr sein soll, will allen nicht in den Kopf. Mietze hilft ihnen mit leichten, taktvollen Späßen darüber hinweg. Der kleine Marcel hat sich heute abend schwer in sie verliebt. Sie halten sich beim Gehen umschlungen. Nun ist er ein richtiger Kerl, ein Mann geworden, der Marcel, sowie Joso einer war.

Am nächsten Nachmittag ist Joses Begräbnis. Ein kleiner, einspänniger Wagen fährt ihn hinaus. Man legte zusammen. Das meiste gab Vater Monnard. Bekannte und Neugierige sammeln sich an. „Was war denn mit ihm los?“ fragt man fremd. „Er war so gut zu den Kindern“, sagt Mutter Monnard mit einem Seufzer. Mehr erzählt man nicht. Und nach einer Weile: „Tuberkulose.“ Er hatte auch einen blauen Hafenskittel an, sie alle. Der Leidtragenden sind nur fünf. In der Mitte geht der kleine Marcel, rechts und links, von zwei starken Armen umschlungen, von denen je einer Panard und Robert gehört. Auf den Schritten dann Mietze und Vater Monnard. Als der Beerdigungspolizist den Zug kommen sieht, hebt er seinen weißen Stab. Der Bekehrer stadt. In Frankreich grüßt man den Leichenzug und zieht den Hut.

Und die fünf hinter dem Sarg danken stumm mit einem leisen Kopfnicken für den toten Joso. So geht es langsam die Straße „Cannibiere“ hinaus. So eht der Hafen seinen Arbeiter. Am Abend fährt das Schiff mit Panard, Robert und Ali nach Afrika. Der kleine Marcel ist an den Kai gekommen, draußen an der Joliette. Der Abschied ist kurz, denn bald ist man ja wieder beisammen. „Gibst du heute mit Mietze aus, Marcel?“ Ali lacht. Ja, wo war mir, zum Teufel, Mietze? Sie wollte doch kommen. Da heult auch schon die Schiffsföhne auf! Langsam lösen sich die Töne. Adieu, Marseille!

Und Mietze saß schon mit Marius bei Vater Monnard. Dort spielten wieder automatisches Klavier und Banjo um die Wette. Wer weiß, wie lange sie diesen Marius noch sehen würde. Sie fahren ja doch immer weg, diese Jungen, und niemals weiß man, wann sie wiederkommen.

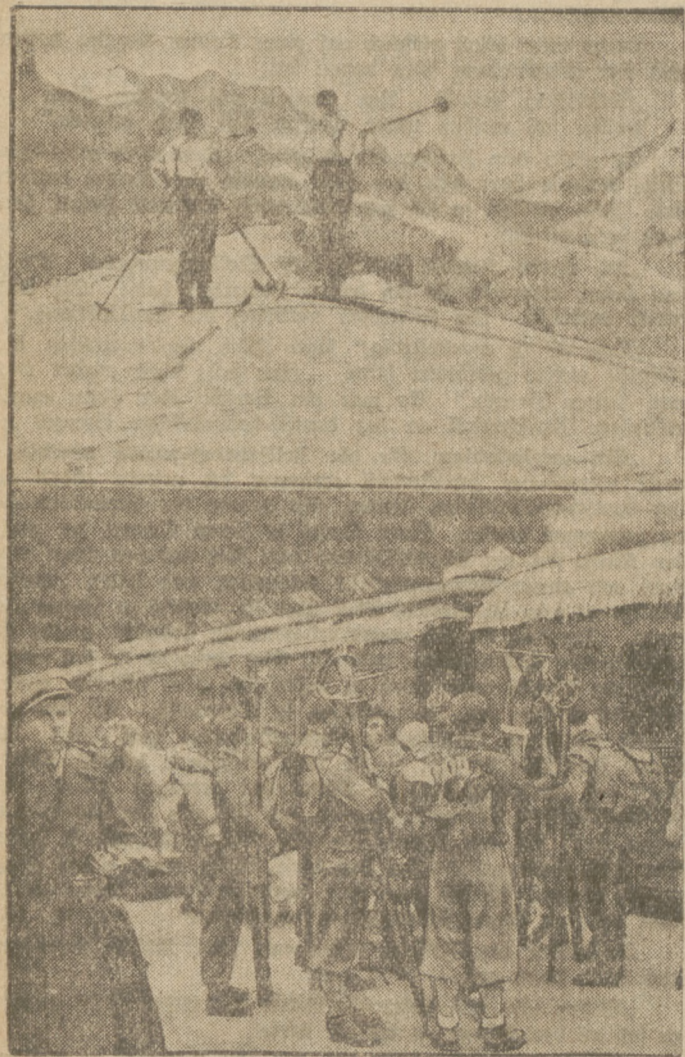
R. E.

Kathedr-Blüten

Auf den Kopf der Bevölkerung fallen drei Kilometer Eisenbahnschienen.

Die Griechen hatten außer einer Hauptfrau noch mehrere Nebenfrauen im Gebrauch.

Das Erdinnere besteht aus Theorien.



Wintersportlicher Hochbetrieb in den Alpen

Oben: Blick auf die schneebedeckten Höhenzüge im Tauerngebiet. Unten: Ein Winterport-Sonderzug geht ins Hochgebirge ab. In den Hochalpen bietet sich den Wintersportlern bereits reichliche Gelegenheit zum Training. Überall laden die Hänge und Gipfel zu Aufstieg und Abfahrt, und am jedem Wochenende drängen sich an den Stationen der Bergbahnen Hunderte von Skifahrern, die einen Tag lang den Zauber der verschneiten Bergwelt auf sich wirken lassen wollen.

im Monat März ausgegeben: 90 782 Mittagsessen und 28 500 Liter Milch, im Monat Sept. 159 600 Mittagsessen und 27 800 Liter Milch und im November 171 988 Mittagsessen und 30 400 Liter Milch. Die monatlichen Zuschüsse für die Erhaltung der Suppenküchen betragen 25 000—30 000 Zloty und sind für die Dauer für die Stadt nicht tragbar. Bei den kommenden Budgetberatungen sollen neue Geldquellen erschlossen werden, die zur Betreuung der Arbeitslosen Verwendung finden sollen.

Siemianowicz

Aus der Baingower Gemeindestube.

Den Hauptpunkt der am Mittwoch stattgefundenen Gemeindevorstandssitzung in Baingow bildete die Bewilligung eines Betrages für die Arbeitslosen zu den Weihnachtsfeiertagen. Zu der von der Wohlfahrtskommission bewilligten Subvention in Höhe von 650 Zloty, genehmigten die Gemeindevorstandssitzung aus der Gemeindeförderung noch weitere 300 Zloty. Zur Verteilung gelangen am Ende 5 Zloty, an Verheiratete 10—14 Zloty als Weihnachtsgratifikation. Zu je 20 Zloty wurden dem Blindenverein, und dem Milocki-Institut in Kattowitz genehmigt. Eine Weihnachtszuwendung von 250 Zloty erhielt die Schulkommision für die Einbeziehung der Schulkinder, sowie je 20 Zloty die beiden Hilfsstellen der Gemeinde. Abgelehnt wurden die Subventionsanträge des Ausländischen Arbeiterverbandes, sowie der Freiwilligen Feuerwehr. Ein zweites Beiratsmitglied wird der Feuerwehr zugewiesen. Ablehnung fand ein Dringlichkeitsantrag der Ortsarbeitslosen auf Abschaffung der Pflichtdienstleistungen in der Winterzeit. Für 7 arbeitslose frühere Knappheitsmitglieder der oberschlesischen Knappheitskommission, Gleichzeit, wird die Gemeinde die Anerkennungsbeträge bezahlen, damit diese nicht ihrer Pensionsansprüche verlustig werden. Eine vor dem Kriege aufgenommene unzulässige Anleihe von 5500 Mark von der Provinzialbank Breslau wird zu einem Zinswert von 500 Zloty abgelöst. Vermindert hatte man bei der Gemeindevorstandssitzung die Bestätigung des neugewählten Gemeindevorstandes Scholtyski.

Apothekendienst. Während der Weihnachtsfeiertage ist der Apothekendienst wie folgt eingeteilt: Am Sonntag, den 25. Dezember vertritt den Tages- und Nachtdienst die Stadtapotheke auf der Beuthenerstraße. Am zweiten Weihnachtsfeiertag, Tagesdienst Stadtapotheke und Nachtdienst, Berg- und Hüttenapotheke auf der Richterstraße. In den übrigen Wochentagen bis zum 31. Dezember vertritt den Nachtdienst ebenfalls die Berg- und Hüttenapotheke.

Grubenunfall. Dem Hauer Wilhelm Strzybnay wurde auf Ziehusgrube im Untertagebetrieb eine Hand stark gequetscht und gleichfalls ein Finger abgerissen. Der Verletzte fand Aufnahme im Knappheitslazarett.

Noch ein Grubenunfall auf der Laurahüttegrube. Recht geheimnisvoll wurde der letzte in dieser Woche ausgebrochene Grubenbrand auf Ziehusgrube behandelt und man scheint da alle Ursache gehabt zu haben, dieses beinahe folgenschwere Unglück vor der Öffentlichkeit zu verbergen. Auf der 230-Meter-Sohle ist ein Brand ausgebrochen, wobei durch die sich entwickelnden Gase drei Arbeiter vergiftet und in brennendsten Zustand herausgeholt werden mußten. Zum Glück ist es der Rettungskolonnen der Anlage gelungen, die Bergung mittels Sauerstoffapparat wieder ins Leben zurückzuführen. Das Unglück ist also ohne Verluste an Menschenleben abgelaufen. Die Abkühlungsarbeiten sind unverzüglich in die Wege geleitet worden, so daß jetzt jede weitere Gefahr beseitigt ist.

Diebe auf dem Wochenmarkt. Bei dem ungewöhnlich starken Betrieb auf dem gestrigen Wochenmarkt bot sich den verschiedenen Spezialisten der Selbstverfälschung reichlich Gelegenheit, ihr Handwerk auszuüben. Begehrt waren für diese Sorte von Käufern hauptsächlich Weihnachtsbäume, Fische und andere Konsumwaren und die Polizei hatte vollauf zu tun, um die Verkäufer zu schützen. Auch Taschendiebe haben dem letzten Weihnachtsmarkt ihren Besuch abgestattet.

Wahl des Knappheitsältesten auf der Laurahüttegrube. Am 21. d. Mts. fand auf der Anlage der Laurahüttegrube (Ziehus) die Neuwahl des Knappheitsältesten für den Untertagebetrieb statt. Der bisherige Knappheitsälteste Hain, Mitglied des deutschen Bergbauindustriearbeiterverbandes, wurde wiedergewählt. Aufgestellt wurden außerdem Kandidaten vom polnischen Zentralverband und von der polnischen Berufsvereinigung.

Rentenzahlung. Am gestrigen Freitag wurden auf der Laurahüttegrube die Renten für die Knappheitsinvaliden zur Auszahlung gebracht. Trotz des Protestes an der Versammlung der Invaliden gegen ihre Behandlung bei der Zahlung als tote Nummern, wurden sie doch nach Nummern aufgerufen. Es wird auch mal eine Zeit anbrechen, wo die Herren Direktoren und ähnliche Trabanten ebenfalls nach Nummern aufgerufen werden.

13 Arbeiter der Zieherischen Kesselfabrik sind würdig, eine einmalige Unterstützung zu erhalten. Auf die vielen Anträge und Notizen der Kurzarbeiter der Kesselfabrik hin soll ein Teil, und zwar die Bedürftigsten, eine Beihilfe erhalten. Es handelt sich um 13 Arbeiter, welche in zwei Monaten zusammen einen Bruttoverdienst von je 30 Zloty hatten. Die übrigen, denen es auch nicht besser geht, sollen nichts erhalten. Und dabei haben sie noch als Werkleiter den Stadtverordnetenvorsitzer Zielinski, welcher also auch nicht so mächtig ist, für seine Arbeiter etwas herauszuholen.

Füllt die Listen aus! Wie alljährlich, so findet auch in diesem Jahre eine Registrierung der Einwohner, und zwar nach dem Stande vom 15. Dezember statt. Durch Vollziehungsbeamte des Magistrats werden den Hauseigentümern, bezw. ihren Vertretern, sowie den Hauseinwohnern entsprechende Deklarationen zugehändigt. Auf dem Fragebogen D 1 müssen von den Hauseigentümern sämtliche Mieter aufgeführt werden. Alle Rubriken sind vollständig auszufüllen. Die Wohnungsinhaber füllen die Deklaration 2 aus. Auszufüllen sind sämtliche Personen, die am Stichtag, also am 15. Dezember d. Js. in der betreffenden Wohnung wohnten. Um Beanstandungen zu vermeiden, macht der Magistrat darauf aufmerksam, daß die Listen sorgfältig und gewissenhaft ausgefüllt werden. Die Hauseinwohner müssen innerhalb 3 Tagen beim Besitzer bezw. dessen Vertreter die Deklarationen abgeben. Bis zum 1. Januar 1933 müssen wiederum die Hauseigentümer die Listen dem Finanzamt zustellen. Nichtbefolgung dieser Verordnung zieht Strafen von 3—50 Zloty nach sich. Hauseinwohner, denen keine Listen zugestellt werden, können diese im Steuerbüro des Magistrats einfordern.

Besucht die Veranstaltungen am ersten Feiertag! Um 4 Uhr nachmittags im Generalsaal, Weihnachtskonzert, Leitung für unsere freie Arbeiter- und Kulturbewegung. Am 7 Uhr abends, Weihnachtskonzert-Konzert des verstärkten Orchesters im Saale „Zwei Linden“.

Roter Sport

Freisch auf zur Europameisterschaft — Slowik als einziger Oberschlesier in Leipzig — Unsere Feiertagsgäste aus Deutsch-O./S.

Allgemeiner Tipp für Leipzig: 4:1 für Deutschland.

Morgen tritt unsere Landesrepräsentative ihre Fahrt nach Deutschland an. Es umschwebt uns alle die Frage, ob sie die in sie gesetzten Hoffnungen auch erfüllen wird. Deutschland hat nämlich in der letzten Zeit erheblich viel zugelehrt und verfügt über einen großen Stamm von Nachwuchsspielern, die das Können der Standardleute nicht nur erreicht sondern z. T. sogar schon überstiegen haben. Unsere Mannschaft dagegen stützt sich in der Hauptsache auf die bereits in Wien erprobten Spieler aus dem Inneren Polens. Lediglich Slowik vom 1. R. A. S. Kattowitz vertritt den schlesischen Bezirk. Wie wir bereits mitteilten, tritt Deutschland aus Vorzugsgründen mit der stärksten Garnitur an, die sich zum größten Teil aus Spielern der Mannschaft zusammensetzt, die den gefährdeten Norwegern anlässlich des Ländertreffens in Waldenburg und Breslau hohe Niederlagen beibringen konnte. Nach Rücksprache mit den führenden deutschen Genossen, welche das obige Resultat erhoffen, dürfen die Polen in der Stürmerreihe im Verhältnis zu den deutschen Genossen im Nachteil sein. Dieser Umstand könnte allerdings das Spiel entscheiden. Selbstverständlich können auch hier, wie in jedem Mannschaftsspiel, Überraschungen eintreten, die den Favoriten aus dem Sattel heben. Wie Frau Fortuna es halt will!

Wir können jedoch nur wünschen, daß unsere Elf den Eindruck, den sie beim Olympia in Wien machte, nur verstärkt und, wenn auch geschlagen, so doch als wahre Arbeiterportler, das heißt als Menschen, denen sportliche Erziehung im Geiste des alles verbindenden Sozialismus, zurückkehren möge. Wir entbieten durch ihren Mund allen in Leipzig anwesenden Angehörigen des Arbeitersportes unsern EMZ-Gruß: „Freiheit!“

Unsere Feiertagsspiele.

Am **Weihnachtsfest** steigt nur ein Spiel von größerer Bedeutung. Es handelt sich hier um das Treffen

Freier Sportverein Beuthen — R. A. S. Jednosc Königshütte. welches um 2 Uhr auf dem R. A. S.-Platz in Königshütte zum Austrag kommt. Die letzte Begegnung ging ziemlich sicher an

Autobusverkehr an den Weihnachtsfeiertagen. Der letzte **Autobus** ab Kattowitz nach Siemianowicz fährt am Heiligen Abend um 22 Uhr. Vollständig eingestellt wird der **Autobusverkehr** am 1. Weihnachtsfeiertag, den 25. Dezember. Am 2. Weihnachtsfeiertag wird der **Autobusverkehr** wie gewöhnlich aufgenommen.

Auch die Magistratsmitglieder haben Weihnachtsferien. Wie vorausgesehen, werden unsere Stadtverordneten in diesem Jahre nicht mehr zusammenkommen. Die nächste Stadtverordnetenversammlung wird jedenfalls nicht vor Mitte Januar nächsten Jahres stattfinden. Auch die Magistratsmitglieder werden erst am zweiten Januar 1933 ihre nächste Sitzung abhalten. Eigentlich kann man ihnen eine kleine Abspannung wohl gönnen, denn man muß sagen, daß sie in den letzten Monaten recht viele Sitzungen abgehalten haben. Ob dies aber auch für die Zusammenarbeit von Magistrat und Stadtverordneten dienlich ist, kann bezweifelt werden. Es sieht so aus, als wenn der Magistrat so ein wenig diktatorisch die ganze Arbeit ohne die kommunikalische Rada erledigen wollte und diese nur noch den Stempel dazu geben soll. Auch die Öffentlichkeit möchte gern einen größeren Anteil an den Geschicken der Stadt nehmen, was durch die Hinauszögerung der öffentlichen Stadtverordnetenversammlungen nicht möglich ist. Das dem so ist, beweist auch das von dem Magistrat ausgearbeitete Projekt einer neuen Geschäftsordnung, welches eine Reihe einschneidender Beschränkungen nicht nur für die Stadtverordneten, sondern auch für die Tribune vorsieht. Hoffentlich gelingt es aber, dieses Projekt zu Fall zu bringen, denn auch die Stadtvertretung wird nicht gewillt sein, sich soweit bevormunden zu lassen.

Reformweihnachtsmarkt. Einen **Weihnachtsmarkt**, wie noch in keinem vorhergehenden Jahre, hatte gestern Siemianowicz aufzuweisen. Ein noch nie dagewesenes Angebot an Lebensmittel, Spielwaren, Weihnachtsbäume, Weihnachtsäpfeln und Fischen fand reichenden Absatz. Die Verkäufer, durch die zahlreichen Marktbefucher angezogen, hielten die Preise in strafbarer Höhe und doch wurde so stark gekauft, daß sämtliche Weihnachtsartikel zum Schluß größtenteils ausverkauft waren. Das war wieder einmal eine gute Ernte für alle Händler.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Weihnachten in den Minderheitschulen.

Am 20. Dezember, nachmittags um 3 Uhr, fand in der Turnhalle der Minderheitschule Schwientochlowitz die Weihnachtsfeier für die Schüler der Minderheitschule statt. Schulleiter Kocenda, das Kollegium der Minderheitschule, die Schulkommision und die Elternschaft, waren bei der Feier anwesend. Schulleiter Kocenda begrüßte die Anwesenden und erwähnte in einer herzlichen Ansprache, u. a., daß in vielen Familien in diesem Jahre der Christbaum fehlen werde, da durch die herrschende Arbeitslosigkeit die meisten Familien in Not geraten sind. Beim hell erleuchteten Baum wurde nun das Lied: „O Tannenbaum“ gesungen. Es folgte alsdann die Aufführung des Theaterstücks: „Der Weihnachtsbaum“. Nachdem die Kinder der einzelnen Klassen Gedichte und Lieder vorgelesen hatten, wurden gemeinschaftlich Weihnachtslieder gesungen. Rektor Kocenda dankte zum Schluß allen, die zum Gelingen der Feier beigetragen haben. Gegen 5 Uhr war die gütigstgemeine Feier zu Ende.

Am 22. Dezember 1932 fand die Einbeziehung der Schüler und Schülerinnen der Minderheitschule statt. Jedes Kind erhielt einen Beutel mit Pfefferkuchen, 60 arme Kinder wurden mit Kleidungsstücken bedacht. Außerdem erhielten die Kinder Strizel, Hefte, Federhalter und Bleistifte. Von Seiten des Schulleiters wurden einige Kinder mit Schuhen beschenkt. Die Schulkommision spricht allen dankenden, die zum Beschenken beigetragen haben, den besten Dank aus.

Genossen!

Besucht nur Lokale, in welchen Euer Kampforgan der „Volkswille“ anliegt und verlangt denselben!

die Einheimischen, weshalb Beuthen unter allen Umständen dem Spiel umzudrehen versuchen wird. Wir trauen jedoch dem schlesischen Meister auch dieses Mal einen knappen Sieg zu.

Im Vorspiel stehen sich die Reservisten gegenüber. Drei unserer Vereine weilen am ersten Feiertag in West-Oberschlesien, darunter auch der neugegründete R. A. S. Naprzod Chorzow, welcher sein Jungfernspiel gegen die als äußerst durchschlagsträftige, sympathische Wacker-Elf in Hindenburg bestreitet.

Der **Weihnachtsmontag** bringt uns ein reichhaltigeres Programm. In Kattowitz beispielsweise stehen an Stelle des gemeldeten R. S. C. Bohrer der **Freie Sportverein Beuthen** dem 1. R. A. S. Kattowitz gegenüber. Das Spiel beginnt um 2 Uhr auf dem Napzodplatz in Jalenze.

Die **Mischkowitzer** Genossen mußten leider von ihrer Spielverpflichtung zurücktreten, weil für den 2. Feiertag keinen Sportplatz bekommen konnten.

Wader Hindenburg spielt in Dombrowa gegen den dortigen Bezirksmeister Jaglambie. Vorwärts Bismarckhütte trifft in Gieschewald auf die stark aufkommende Silesia und der Pole Zschodnie-Platz in Königshütte steht das spannende Rückspiel zwischen **Jednosc Königshütte** und **R. A. S. Bismarckhütte**.

Jednosc Jalenze ist auch an diesem Tage in Deutsch-Oberschlesien und spielt gegen die Hindenburg, während am Vortage Sparta Gleiwitz den Gegner ist.

In diesem Zusammenhang erwähnen wir alle Vereine, ihre Feiertagsgerichte am Weihnachtsmontag in der Zeit von 1/6 bis spätestens 1/7 Uhr unter 1378 Kattowitz, telefonisch oder persönlich im Zentral-Hotel, Zimmer 23 ausgeben zu wollen.

Achtung, Fußball-Schiedsrichter!

Der, unter Leitung des Genossen Nikla-Hindenburg begonnene Kurkurs, wird am 28. und 30. d. Mts. fortgesetzt resp. beendet. Ein praktischer Abschluß findet an einem der nächsten Sonntage statt. Die Bezirksleitung ersucht alle Kuristen, sich pünktlich um 1/6 Uhr im Saale des Zentral-Hotel einfinden zu wollen.

Bismarckhütte. (Pensionszahlung.) Wie alle Jahre, so zahlte auch dieses Mal die Bismarckhütte bereits am Donnerstag die Pensionen an ihre Invaliden aus. Nur mit dem Unterschied, daß vor zwei Jahren noch 100 Prozent Weihnachtszuschuß gegeben wurde, vergangen 50 Prozent und in diesem Jahre gab es auch noch etwas als Zugabe und zwar 10 Zloty. Wir wundern uns nur, daß die Bismarckhütte sich dazu aufschwang und noch diese Summe bewilligte. Sind die Herren Kapitalisten doch gewöhnt, nur am Arbeiter und Arbeitsverweirern zu sparen. Für die armen Invaliden kommt das sehr zu statten bei dieser mageren Rost.

Pfetz und Umgebung

Federalisten auf der Anlagengasse.

Die **Nikolaier** Sanacjaleute, namens **Wieschaczek**, der bei den letzten Wahlen durch **Feinheitsbeweinigungen** nahezu eine Berühmtheit geworden ist, ist zwar unverbesserlich, macht aber trotzdem den Arbeitern Vorwürfe, daß sie nicht korrekt handeln, wenn es um Arbeiterinteressen geht. Er ging sogar in seiner Einbildung soweit, daß er in der Sitzung beim Demobilisationskommissar, dem Obmann **Rudel** von der Fabrik Röh, den Vorwurf ins Gesicht schleuderte, daß er sich bestechen ließe, indem er Geschenke in Form von Naturalien, annehme. Aber **Rudel** ließ diese Anschuldigung nicht auf sich sitzen, sondern ging zum Rade. Am Dienstag kam nun die Angelegenheit vor dem **Nikolaier** Burggericht zum Austrag. Die Verdächtigung, welche natürlich nicht bewiesen werden konnte, wurde für eine schwere Beleidigung empfunden und **Wieschaczek** wurde zu 3 Wochen Gefängnis verurteilt, mit einer zweijährigen Bewährungsfrist. Natürlich wird dem Verurteilten die Strafe nicht angenehm sein, weil er sich als **Sanacjaleute** anscheinend, so glaubt er, alles erlauben kann. Aber diesmal hat sich unser „Held“ doch getrrt.

Nikolai. (Fahrt- und Viehmärkte.) Für das Jahr 1933 sind in der Stadt Nikolai folgende Märkte angesetzt: Am Mittwoch, den 4. Januar, 1. Februar, am 1. März, Viehmarkt und am 27. April Jahrmarkt. Am Mittwoch, den 10. Mai, 7. Juni, 5. Juli Viehmarkt, am 27. Juli Jahrmarkt, Mittwoch, den 4. August, am 6. September, 4. Oktober Viehmarkt und am 26. Oktober Jahrmarkt. Am 11. November und 6. Dezember finden Viehmärkte statt.

Rybnitz und Umgebung

Dolny-Wilcza. (100 Kilogramm Butter gestohlen.) Zum Schaden des Kaufmanns **Viktor Bienel**, wurden von dem 21-jährigen **Mois B.** 100 Kilogramm Butter gestohlen. Gegen den Spitzbuben wurde gerichtliche Anzeige erstattet. Außerdem wurden während einer Wohnungsverfugung bei **Balluch** 2 Fahrräder vorgefunden, welche von Diebstählen herrühren.

Polan. (Geschäftseinkbruch.) Zur Nachkzeit wurde in die Geschäftsräume des **Paul Warzecha** auf der ulica Dworcowa ein Einbruch verübt. Die Täter stahlen dort u. a. 82 Dosen mit Sardinen, 8 Kilogramm Käse, 14 Kisten mit Sprotten, 1 1/2 Kilogramm Äpfel, 3 Flaschen Maggi, 95 Tafeln Schokolade, ferner Seife, Butter, Margarine, sowie einen Geldbetrag von 20 Zloty. Der Schaden wird auf 1000 Zloty beziffert.

Tarnowitz und Umgebung

Wieder ein Fahrrad gestohlen. Aus einer Hofanlage auf der ulica Klasztorna 12 in Tarnowitz wurde zum Schaden des **Jakob Winkowski** das Herrenfahrrad, Marke „Graf“, Nummer 36898 im Werte von 350 Zloty gestohlen.

Bieliß, Biala und Umgegend

Bieliß und Umgebung

Winterjungenwende.

Stille Nacht, heilige Nacht!
Arbeitsvolf hält die Nacht;
Kämpfe mutig mit heiliger Pflicht,
Bis die Weihnacht der Menschheit anbricht,
Bis die Freiheit ist da!

Die Heilrezepte der polnischen Faschisten gegen die Arbeitslosigkeit.

Die polnischen Faschisten, welche sich einmal die „Federacja Pracy“, einmal B. B., einmal wieder der Verband aller Verbände nennen, sind uns allen unter dem Sammelnamen die „Jednotowcy“ bekannt, weil sie bei den letzten Warschauer Sejmwahlen alle für die Liste der Regierungspartei Nr. 1 gestimmt und agitiert haben. Alle die großartigen Versprechungen, die den leichtgläubigen Wählern gemacht wurden, sind in das gerade Gegenteil ausgeartet. Trotzdem, daß die Einser-Liste im Warschauer Sejm die Majorität erlangt hat, werden nicht die Bedürfnisse der arbeitenden Bevölkerung, sondern ausschließlich nur die der großen Kapitalisten berücksichtigt. Der adeliche Großgrundbesitz und der „Lewiatan“ arbeiten brüderlich Hand in Hand und bemühen sich, auf die ohnehin schon rücksichtslos ausgebeuteten arbeitenden Massen, alle Lasten der Wirtschaftskrise aufzubürden. Um die Aufmerksamkeit der Arbeiterschaft von der volkstümlichen Politik der „Jednotowcy“ abzulenken, versuchen sie es, mit allerhand demagogischen Mitteln, die von ihnen wehende Arbeiterschaft wieder einzufangen. Sie borgen sich unser Programm aus und gehen damit für eine „Federacja Pracy“ oder für einen „Verband aller Verbände“, haufieren. Auch bei dieser Verberei fehlt es nicht an Versprechungen. Alles wollen diese „Neumalweisen“ für die Arbeiterschaft, aber nur für die Arbeiterschaft tun! Damit aber die Arbeiterschaft nur ja an diese Volksbeglückler glaubt, benützen sie als Dekoration sogar die rote Farbe der Sozialisten. Bei der am 17. d. Mts. im Arbeiterklub in Biala stattgefundenen Versammlung hatten die Ordner sogar rote Armbinden! Auf die Sozialisten wettern sie, aber mit der roten Farbe der Sozialisten gehen diese Demagogen auf Gimpelfang. Bei dieser genannten Versammlung hatte einer der Redner die famose Idee, zu verlangen, daß alle Nichtpolen ausgewiesen werden sollen, damit für die Arbeitslosen Arbeitsgelegenheit geschaffen wird. Dieser weiße Salomon scheint gar nicht zu wissen, daß viele Tausende Polen in Deutschland und anderen Staaten sind, welche bei einer guten Konjunktur auswandern müßten, da sie im Vaterland keine Arbeit und Brot finden konnten. Sollte das Rezept dieser Verbands-Verhandler angewendet werden, dann müßten alle diese Emigranten zurückkehren und mit uns hungern. In den heutigen Blättern lesen wir die Nachricht, daß aus Frankreich 50 000 polnische Arbeiter ausgewiesen werden, damit für die französischen Arbeiter die Arbeit bleibt! Wo will man diese vielen Tausende Arbeiter unterbringen? Soviel fremdsprachige Arbeiter gibt es vielleicht in ganz Polen nicht! Sollte aber jeder Staat die polnischen Arbeiter ausweisen, wie es der „Bundesgenosse“ Polens, was doch Frankreich ist, tut, dann müßte das Arbeitslosenend noch größer werden, wie es schon ohnehin ist. Wie man sieht, sind die Rezepte dieser polnischen Faschisten rein für die Kasse. Anstatt das Arbeitslosenend zu beseitigen, würden sie es nur noch vergrößern!

Von diesen Dilettanten in der Wirtschaft kann man schließlich auch nichts Besseres erwarten. Ihre Unfähigkeit wollen sie aber mit leeren Phrasen und lauter Demagogie verdecken. Daher Arbeiter, aufgepaßt, auf diese Verfälscher der Arbeiterbewegung!

Aus der Theaterkassette. Während der beiden Weihnachtsfeiertage finden keine deutschen Vorstellungen statt. Dienstag, den 27. Dezember geht im Abonnement der Serie gelb die amerikanische Sensationskomödie „Broadway“ in Szene. Die bisherigen Vorstellungen waren nahezu ausverkauft. Die Beliebtheit der Darsteller erregte Bewunderung, vornehmlich die Tanznummern, die geradezu an Akrobatik grenzen, wurden begeistert aufgenommen. Ein Erfolg, wie er selten zu verzeichnen war. — Mittwoch, den 28. Dezember, 4 Uhr nachm., wird zum letzten Male das reizende musikalische Lustspiel von Ralph Erwin „Ich betrügst dich nur aus Liebe“ aufgeführt. Abends um 8 Uhr wird der seit vielen Jahren hier nicht mehr gespielte Schwan von Engel und Horst „Welt ohne Männer“ gegeben. Abonnement Serie blau. Ein toller übermütiger Schwan, frei von Verhiteilen und Anzüglichkeiten, harmlos und dennoch voll von Fröhlichkeit. Die Spielleitung liegt in den Händen Camillo Triembachers, der auch die männliche Hauptrolle spielt. Weiters sind die Damen Garden, Keller, Kurz, Kühnelt, Landy, Walla, sowie die Herren Brück, König, Lagrange, Prejes und Söwby beschäftigt. Freitag, den 30. Dezember wird „Welt ohne Männer“ im Abonnement der Serie rot zum ersten Male wiederholt. Eine Silvesterveranstaltung wie sie sein soll, buntpfärbig, abwechslungsreich, spannend und doch humorvoll, findet Samstag, den 31. Dez., um 7 Uhr abends, im Stadttheater statt. Zur Aufführung gelangt der amerikanische Schlager „Broadway“. Am diesem Abend besonders vergnügt zu gestalten, werden einige Varieteenummern, die vom Ensemble bestritten werden, eingelegt. Der Vorverkauf für diesen interessanten Abend beginnt Donnerstag, den 29. Dezember.

Unfälle. Am 22. Dezember wurde auf der Bialaer Hauptstraße, der in Komorowik wohnhafte Jorna, von einem Auto umgestoßen, wobei ihm beide Füße überfahren wurden. Infolge der erlittenen Verletzungen mußte er ins Bialaer Spital überführt werden.

Ludwig Keszler

Spezialhandlung bester Strick- und Wirkwaren
Bielsko, Zamkowa 2.

Wollgarne guter Qualität können nicht so billig sein,
als minderwertige Sorten.

Gemeinderatsfikung Bieliß

Die knapp vor den Weihnachtsferien stattgefundene Gemeinderatsfikung umfaßte eine reichhaltige Tagesordnung, die im Eiltempo erledigt wurde. Der wichtigste Punkt war die Vereinigung des Verhältnisses zwischen der Gemeinde und der Talsperrenbaugesellschaft, die noch eine anerkannte Forderung im Betrage von 1,8 Millionen an die Gemeinde hatte. Der endgültigen Erledigung dieser Angelegenheit durch den Gemeinderat gingen Verhandlungen voraus, die zwischen den Vertretern der Stadtgemeinde und der Baufirma Diderhoff und Widmann geführt wurden und schließlich zu einem für beide Teile erträglichen Abschluß gelangten.

Zu Beginn der Sitzung hält Bürgermeister Dr. Kobiela einen warm empfundenen Nachruf dem vor kurzem verstorbenen Arzt des Städt. Spitals, H. Wojtyla. G. R. Königs-mann leitet die Verhandlungen mit einem Antrage der Finanzkommission ein, wonach die Entschädigungen für die Mitglieder des Mietschiedsamtes von 5 Zloty auf 3 Zloty herabgesetzt werden. G. R. Proch berichtet dann ausführlich über die Maßnahmen, die zur Sicherstellung der Schul im Betrage von 1 833 000 Zloty seitens der Gemeinde für die Talsperrenbaugesellschaft getroffen wurden. Auf Grund einer, auch von der Woiwodschaft zu genehmigenden Vereinbarung, verpflichtet sich die Gemeinde, diese Schuld auf der Talsperre hypothekarisch sicherzustellen und in sieben Jahresraten abzustatten. Diese Vereinbarung wurde ohne Widerspruch angenommen. Nach einem Antrage der Rechts-

sektion, vertreten durch G. R. Dr. Förster, wird gegen Hausbesitzer, die mit dem Wasserzins im Rückstand sind gerichtlich eingeschritten werden. Derjenige Referent stellt fest, daß für die zwei noch bestehenden Realzinsklassen keine Verpflichtung der Gemeinde besteht, zu den Erhaltungskosten beizutragen. Ueber Antrag des G. R. Dr. Glucksmann wurde der Akt, wonach die Krankenkasse eine Entschädigung im Betrage von 1500 Zloty verlangt, zwecks Erhebungen an die Sektion verwiesen. G. R. Ing. Klawat schlägt die Umbenennung der Kohlegasse in Dr. Haasegasse vor. Angenommen. G. R. Dzik fordert die Beleuchtung der Straße, welche zu der Hoffmannkolonie führt. Die Kosten für zwei Lampen werden zur Hälfte von der Gemeinde, zur Hälfte von den Anrainern gedeckt. Hierzu schlägt B. B. Jollmer vor, vom Elektrizitätswerk die Uebernahme dieser Kosten auf das Investitionsfonto im Verhandlungswege anzustreben.

Nach Beendigung der Tagesordnung richtet G. R. Feuder an den H. Bürgermeister die Anfrage, ob es ihm bekannt sei, daß 3 Arbeitslose am Mühlberg in einem Erdloch haufen und verlangt die Beseitigung dieser Kulturschande. Der H. Bürgermeister verspricht, diesen Obdachlosen zu helfen. Auf eine Anfrage des G. R. Dr. Glucksmann, betreffend die ohne Beschluß des Bezirksrates erfolgte Ausschreibung der Leiterstelle an der achtklassigen polnischen Volksschule, gibt der H. Bürgermeister bekannt, daß diese Ausschreibung ausnahmsweise im Präsidialwege erfolgte. Hierauf Schluß der öffentlichen Sitzung.

Rundmachung des Magistrats.

Das Bürgermeisteramt in Bielsko verlaufft hiermit, daß die Stellungsverzeichnisse des Geburtsjahrganges 1912 durch einen Zeitraum von zwei Wochen, d. i. vom 1. Januar bis 14. Januar 1933 beim Bürgermeisteramt, Kanzlei Nr. 24, in den üblichen Amtsstunden zur Einsichtnahme ausliegen. Jedem in diesen Verzeichnissen Ausgelassenen oder unrichtig Eingetragenen steht das Recht zu, die Ergänzung oder die Richtigstellung der irrtümlichen Eintragung zu verlangen.

Gemeinderat Abg. Pobozny hat das Mandat in der gemeinderätlichen Personalkommission niedergelegt. Gemeinderat Pobozny kann sich schon lange mit dem Magistratsdirektor Dr. Minasowicz nicht vertragen. Diese Unverträglichkeit hat jedoch ihren Höhepunkt erreicht, als Herr Pobozny erfuhr, daß Herr Dr. Minasowicz einem anderen Beamten erzählte, daß Herr Pobozny über denselben beleidigende Aeußerungen getan haben soll. Dieser Beamte schickte dem H. Pobozny zwei Zeugen. Um die Sache aufzuklären, legte H. Pobozny sein Mandat in der Personalkommission nieder. Der gemeinderätliche Klub soll nun darüber entscheiden. Es scheint, daß Herr Magistratsdirektor nichts anderes zu tun hat, als Zuträgerdienste zu leisten. Das Präsidium sollte hier Ordnung schaffen.

Einbruchsdiebstahl. Ein unbekannter Dieb drang vor etwa 2 Wochen in das Schlafzimmer des Johann Klostek in Dgedzig ein und stahl eine goldene Herrenuhr mit Kette, eine goldene Damenuhr mit Kette, einen goldenen Ehering, eine silberne Taschenuhr mit Doppelmantel, und eine Silberuhr. Der Wert der gestohlenen Sachen beträgt gegen 500 Zloty. Der Bestohlene meldete den Diebstahl erst am 22. Dezember. — Zu der Nacht zum 23. Dezember brachen Diebe in die Kellerräume eines Hauses auf der ul. Glowackiego in Bielsko ein, wo sie zum Schaden der Einwohner 15 Gläser mit eingelegtem Obst, etliche Flaschen mit Feiselbeerfaß, Butter und einige Flaschen Wein stahlen. Am Tatort ließen die Einbrecher die Nachschlüssel sowie die ausgebrannte Batterie einer Taschenlampe liegen.

Kunstausstellung im deutschen Gymnasium. Die Ausstellung des Malertrio Professor Strauß, S. Glücklich und J. Glasner, bleibt auch während der beiden Feiertage von 10—1 Uhr und von 2—4 Uhr geöffnet. Arbeitslose haben freien Zutritt. Sonst freie Spenden für die Schülerlade.

Aus der Parteibewegung.

Wie den Lesern bereits bekannt ist, fanden in den letzten Tagen in den umliegenden Gemeinden Mitgliederversammlungen des Wahlvereins „Vorwärts“ statt, in denen meistens Arbeitslosenfragen besprochen wurden.

Am Montag, den 19. d. Mts. fand auch in Nikelsdorf eine solche Versammlung statt. Das Referat erstattete der Sekretär der hiesigen Gewerkschaftskommission, Gen. Rosner. Nach dem Referate entspann sich eine lebhafte Debatte, an welcher sich etliche Arbeitslose beteiligten.

Aus den Ausführungen der Arbeitslosen konnte man entnehmen, daß in den Gemeinden, wo eine sozialistische Mehrheit im Gemeinderate ist, auch für die Arbeitslosen mehr gesorgt wird. Den Bürgerlichen ist es äußerst unangenehm, sich mit Arbeitslosenangelegenheiten zu befassen. Deshalb ist es kein Wunder, daß die Arbeitslosen in Nikelsdorf so stiefmütterlich behandelt werden. Keine oder sehr unzureichende Lebensmittel, keine Kohle, keine Unterstützung für die alten und ausgesteuerten Arbeitslosen. Wendet sich ein Arbeitsloser an den Bürgermeister Schimke, dann erhält er zur Antwort, daß die Bezirkshauptmannschaft nichts zugeben will. Wir sind aber der Meinung, daß auch die Gemeinde für die Arbeitslosen etwas tun kann. Wenn wir auch zugeben wollen, daß infolge der Krise die Einnahmen der Gemeinde zurückgegangen sind, so hat doch die Gemeinde Nikelsdorf viele Sommerwillen der Fabrikanten, die man doch zu einer tatkräftigen Arbeitslosenhilfe heranziehen kann. Bei den letzten Wahlen sind doch die Bürgerlichen zu den Arbeiterwählern um ihre Stimmen ignoriert gegangen! — Warum löst man jetzt die schönen Versprechungen nicht ein, die man bei den Wahlen den Arbeiterwählern gemacht hat? Es scheint, daß man sich jetzt der Arbeiter schämt!

Haben die Arbeiter etwas zu vergeben, dann bühnen die Bürgerlichen um ihre Gunst, sind sie aber im Elend und ohrendrein rechtlos, dann kennt man weder die Arbeitslosen noch die armen Volksgenossen! —

Echt bürgerlich-kapitalistische Moral! Arbeiter und Arbeiterinnen von Nikelsdorf, merkt euch das!

Kinderangen strahlen.

Solidaritätshilfe der Arbeiterkinderfreunde.

Am Donnerstag, den 8. Dezember, veranstaltete der genannte Verein in den Schießhauslokalitäten seine diesjährige Nikolaifeier, und am Mittwoch, den 21. Dezember, im großen Arbeiterheim eine Weihnachtsfeier für die Kinder aller Mitglieder des Vereines.

Schon bei der ersten Feier wurden die Kleinen, 300 an der Zahl, mit Nikolapackerln bedacht. Nichtmitgliedern wurde die Gelegenheit geboten für einen ganz minimalen Preis Packerln erstehen zu können. Das Entree wurde von 1 Zl. auf 75 Groschen herabgesetzt, um dadurch den Ärmsten Gelegenheit zu geben, das Fest besuchen zu können. Arbeitslose Mitglieder hatten freien Eintritt.

Bei der Weihnachtsfeier hätte man wünschen mögen, daß all die Spender, die zum Gelingen des Werkes in irgendeiner Weise beigetragen haben, die strahlenden Augen der Kinder hätten sehen können, die vom genannten Verein beschenkt wurden. An Weihnachtsgeschenken wurde verabreicht: 30 Mäntel, 35 Kleider, 10 Anzüge, 30 Paar Hosen, 5 Paar Schuhe, 30 Hemden, 30 Felle verschiedener Art, Handschuhe, Strümpfe, Taschentücher, und für sehr wenige Nichtbedürftige Spielzeug aller Art.

Bevor die Kinder beschenkt wurden, fand eine kleine Weihnachtsfeier in Form einer Akademie statt. Das reichhaltige Programm wurde von den Kindern selbst bestritten.

Ein Vorstandsmitglied des Vereines hielt eine kurze Begrüßungsansprache. Die Feier wurde durch das Aufspielen der Internationale eingeleitet. Die Musik besorgten die Kinder selbst auf ihren Zupfinstrumenten, wofür sie reichen Beifall ernteten. Es folgte der Kinderchor: „Aus des Alltags grauen Sorgen“. Derselbe war gut gelungen. Die Festrede hielt Genosse Königs-mann. Der Redner wies auf das Solidaritätsgefühl hin, das alle Arbeiter befeelen soll und den Kindern anezogen werden muß. Wenn auch die heutigen Zeiten für die arbeitenden Stände schwer sind, so können doch durch solidarisches Handeln manche Sorgen gemildert werden. Durch das Zusammengehörigkeitsgefühl werden manche Bankelmütige wieder standhaft und manche Vergagte wieder mutig. Durch Solidarität werden wir auch diese schwere Zeit überwinden und durch die finstere Nacht zum Licht gelangen, wo wir das Fest der Freiheit feiern werden. — Es brachte ein Kind einen Einzelportrag: „An einen edlen Kämpfer“. Die Klavierlehrerinnen übertrachten die Zuhörer mit mehreren Klaviervorträgen. Der Klavierlehrer wird von dieser Stelle aus für ihre Mithewaltung der Dank und vollste Anerkennung ausgesprochen.

Nach der Pause folgte ein Singpiel für Kinder: „Die lustige Gefangene“, welche Beifall und Heiterkeit hervorrief. Die Zwischenpausen wurden durch Musikstücke der Kinder auf den Zupfinstrumenten ausgefüllt.

Nach abgewickelter Programm wurden die Kinder mit einer reichhaltigen Vesper bewirtet, bei der auch diesmal die Eltern der Kinder nicht zu kurz kamen. Bei dem Zustandekommen dieser Vesper haben sich die Genossinnen und auch der Vorstand sehr verdient gemacht.

Für das Gelingen dieser Vesperung haben sich auch die Gemeinderäte Genosse Königs-mann und Genosse Schöffel sowie Genosse Harlos und viele andere durch Einsammeln der Spenden Verdienste erworben. Ihnen, sowie den edlen Spendern sei im Namen der beschenkten Kinder auf diesem Wege nochmals der beste Dank ausgesprochen.

Dem Verein „Arbeiter-Kinderfreunde“ wünschen wir auch für die weitere Zukunft das beste Gedeihen.

Handballecke

Sämtliche Schiedsrichter des Bezirkes Bielsko haben am Dienstag, den 27. Dezember l. J., um 7 Uhr, im Arbeiterheim zu erscheinen. Der Spielwart.

Besucht die Weihnachtsveranstaltungen unserer Kulturvereine

A. G. B. „Einigkeit“. Am Sonntag, den 25. Dezember, beim „Patrioten“. Beginn 6 Uhr.

A. G. B. „Widerhall“, Lobnitz. Sonntag, den 25. Dez., im Gasthaus der Frau Zentner. Beginn 6 Uhr.

Verein jugendl. Arbeiter Bieliß. Sonntag, den 25. Dez., im Arbeiterheim. Beginn 7 Uhr.

A. G. B. „Eintracht“, Nikelsdorf. Montag, den 26. Dez., im Gasthaus Genfer. Beginn 4 Uhr nachm.

Alle Genossen und Genossinnen werden ersucht, diese Veranstaltungen zahlreich zu besuchen.

Schwedens Minister

Aus Stockholm wird dem „Berl. Tageblatt“ geschrieben: Schweden hat seit den Wahlen im September ein rein sozialdemokratisches Ministerium, eine Minderheitsregierung zwar, und doch das stärkste Kabinett seit dem Kriege. Ein Kabinett begabter und tatkräftiger Männer, erfüllt von Arbeitsfreude und im Bewußtsein der Aufgabe, Schweden und der Welt zu zeigen, daß ein Land auch unter obwaltenden schwierigen Umständen nach sozialistischen Grundsätzen verwalten werden kann.

Personalien.

Ministerpräsident, mit dem Titel Staatsminister, ist Per Albin Hansson, in ganz Schweden kurz Per Albin genannt, 47 Jahre alt, Sohn eines Maurers, Laufjunge, Verkäufer, Redakteur. Verteidigungsminister in den drei Brantingschen Kabinetten. Seit 1925 Vorsitzender der Partei. Ein breitschultriger, gemütlicher und bedächtiger Mann, voll Ruhe und guter Laune. Kein Affenmensch. Hat er Zeit, so geht er in den Publizistenklub, spielt eine Partie Billard oder Bridge und lacht gern über einen guten Witz, auch wenn er selber die Zielscheibe ist. In allen Kreisen, auch beim Gegner, genießt er volles Vertrauen.

Nur der Staatsminister und der Außenminister haben den Ehrentitel. Die andere Ehrentitel ist Richard Sandler (48 Jahre). Machte sechzehnjährig das Abitur. Wurde, wie der Vater, Volkshochschullehrer. Gründete mit seiner Frau zusammen den Arbeiterbildungsbund. Mit 28 Jahren Abgeordneter. Hervorragender Redner. Staatsminister 1925 nach Brantings Tod. Unermüdlicher Arbeiter. Aufrichtig und uneigennützig. Im Vorstand der Musikakademie. Spielt Klavier und Geige. Die schlanke Figur verleiht ihm ein jugendliches Aussehen. Nur der Außenminister hat Amtswohnung, im Palais am Rindögolmsplatz, und ist zur Repräsentation für das ganze Kabinett verpflichtet. Besondere Neigung dürfte der Minister bei seinem bescheidenen, anspruchslosen Wesen als Antialkoholiker und an spartanisch einfache Lebensführung gewöhnt, hierzu nicht haben. In Genf war er leitend im Budgetausschuß der Abrüstungskonferenz. Der Sekretär der sozialdemokratischen Partei, Redakteur Gustav Möller (48 Jahre), ist zum zweiten Male Innenminister. Er hat mit Per Albin zusammen in der Volkshochschule gelesen.

Jetzt regieren sie gemeinsam den Staat. Kultusminister ist der langjährige Chefredakteur des „Sozial-Demokraten“, Arthur Engberg (44 Jahre). Bauernsohn. Studierte in Upsala Philosophie. Spricht fließend deutsch, französisch, englisch, griechisch, lateinisch. Spezialkenntnisse in Volkswirtschaft, Philosophie und Geschichte. War eng mit dem verstorbenen Erzbischof Söderblom befreundet. Mächtiger Kopf und breite Brust verraten einen Mann von Herz und Hirn, einen temperamentvollen, idealistisch gesinnten Vorkämpfer der Demokratie. Henning Leo (47 Jahre) begann seine Laufbahn als Lokomotivführer. Jetzt ist er Verkehrsminister. In den Ausschüssen des Reichstages zeichnete er sich als junger Abgeordneter durch eminente juristische Begabung aus. Der Handelsminister Fritz Olman (44 Jahre) mit den schönen durchgegeistigten Zügen war Schiffsjunge, Metallarbeiter, wurde Vertrauensmann seiner Gewerkschaft, dann Vorstandsmitglied. Verdankt sein Wissen ganz eigener Bildung. Der einzige Minister, der nicht Reichstagsabgeordneter ist. Finanzminister Ernst Wigforss (51 Jahre) bekleidete diesen Posten bereits im dritten Brantingschen Ministerium. Er ist eigentlich Studienrat in Göteborg.

Der Kriegsminister heißt in Schweden Verteidigungsminister. Zwar, der Schredliche, Bennerström (51 Jahre), wie Rechtszeitungen ihn nannten, fiel schon als Student in Upsala durch seinen roten Schläps auf. Ein sozialdemokratisch angehauchter Student war damals eine Seltenheit. Arbeitete erfolgreich als Führer sozialistischer Jugendverbände. War Redakteur an verschiedenen Parteizeitungen. Ein höchst vitaler Mann und großer Volksredner. Einen Tag nach seiner Ernennung fand er sich bereits beim Generalstab der gerade stattfindenden Herbstmanöver ein. — Justizminister ist Oberlandesgerichtspräsident Schyrtén, einer der hervorragenden Juristen Schwedens, Urheber von Projektformen, die er nun durchführen wird. Schon als Richter vor vielen Jahren an einem kleinen Provinzplatz, ging ein großer Ruf von ihm aus. Der Landwirtschaftsminister Per Edvin Skold, 41 Jahre, Bauernsohn aus Schonen, war bereits mit 33 Jahren Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium. Obgleich er in Mußestunden vielgelesene Romane schreibt, ist er ein Mann der Tat. Als junger Abgeordneter erzwang er sich in einem schlaftrigen Nachplenum Gehör, indem er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, Aufmerksamkeit verlangte.

Als besondere Stärke im Kabinett werden die beiden „feinen“ Minister ohne Portefeuille betrachtet, der Universitätsrektor aus Upsala, Professor Osten Undén (46 Jahre), früherer Außenminister, und Torsten Rothén (48 Jahre), früherer Justizminister, jetzt Chef des Landvermessungsamtes, Vertrauensmann vieler Regierungen, für verschiedenste Aufträge, unter anderem als Vorsitzender des Kreugerischen Untersuchungsausschusses.

Programm.

Die Regierung sieht ihre Hauptaufgabe in der Arbeitsbeschaffung. Namentlich die Bautätigkeit soll gefördert werden. Schulen, Krankenhäuser, Badeanstalten, die in den nächsten Jahren nötig sind, sollen sofort in Angriff genommen, weitergearbeitet, die Elektrifizierung der Eisenbahn, Aufzucht von Sparsamkeit im Budget notwendig, das voraussetzt einen Ausfall von 100 Millionen Kronen zeigen wird. Ein Sparauschuß ist eingesetzt. Der größte Abstrich, 20 Millionen Kronen, wird im Heeresetat vorgenommen. Zur Untersuchung der Frage einer Kontrolle der privaten Kriegsindustrie im Lande ist eine Kommission eingesetzt. Die Unternehmung gilt in erster Linie der großen Kanonenfabrik in Bojors. Schweden hat zwar bisher die Waffenhandelskonvention nicht ratifiziert, handelt aber in deren Sinne. Die Regierung betrachtet es als Pflicht, hier mitzuwirken. Mit dieser Maßnahme wird eine alte Forderung der schwedischen Sozialdemokraten und Freisinnigen erfüllt. Die Abschaffung von Kriegsgeräten in Friedenszeit ist in Aussicht genommen. Kredithilfe für die Ausfuhrindustrie wird erteilt. Auf außenpolitischem Gebiet will die Regierung am Abbau der Handelsbarrieren und an der Rückkehr zum Freihandel mitwirken und neben der Vertretung der internationalen schwedischen Belange für die allgemeinen demokratischen Forderungen eintreten. Zum Streitapparat mit den bürgerlichen Parteien kann die Arbeitslosenpolitik der Regierung werden.

SCHACH-ECKE

Lösung der Aufgabe Nr. 142.

Defek. Matt in 2 Zügen. Weiß: Kg7, Dd4, Le3, Bb4, b5 (5). Schwarz: Kc6, Bd7, e7 (3).
1. Dd4-f4 Kc6-b5 2. Dd3-c4 matt; 1... d7-d6 2. Df4-f5 matt; 1... d7-d5 2. Dd3-f5 matt.

Partie Nr. 143. — Damengambit.

Die folgende durch Briefwechsel im Turnier der Wiener Schachzeitung gespielte Partie bringt bei kurzem spannendem Verlauf die für die orthodoxe Verteidigung des Damengambits typischen Komplikationen.

Weiß: Kellner. — Schwarz: Meister.

- | | |
|-----------|--------|
| 1. d2-d4 | d7-d5 |
| 2. Sg1-f3 | Sg8-f6 |
| 3. c2-c4 | e7-e6 |
| 4. Lc1-g5 | Lf8-e7 |
| 5. Sb1-c3 | Sb8-d7 |
| 6. e2-e3 | 0-0 |
| 7. La1-c1 | |

An dieser Stelle das Stüchle. Es wird so e7-c5 verhindert

- | | |
|------------|--------|
| 7. | c7-c6 |
| 8. Dd1-c2 | Lf8-e8 |
| 9. Lf1-d3 | h7-h6 |
| 10. Lg5-f4 | Sf6-h5 |

Dieses Manöver hat wenig Sinn. Der Läufer kommt nur auf bessere Felder.

- | | |
|------------|--------|
| 11. Df4-e5 | d5xc4 |
| 12. Dd3xc4 | b7-b5 |
| 13. Lc4-d5 | Lc8-b7 |

Kommt Schwarz in derartigen Stellungen zu c6-c5, so steht er meist gut, kommt er aber nicht dazu, so steht er sehr schlecht und wird erdrückt.

- | | |
|------------|--------|
| 14. 0-0 | La8-c8 |
| 15. Sc3-e4 | a7-a6 |

Damit soll c6-c5 vorbereitet werden.

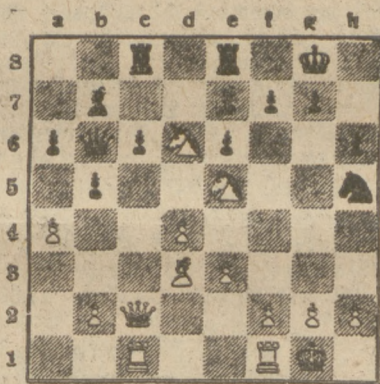
- | | |
|-----------|------|
| 16. a2-a4 | |
|-----------|------|

Das typische Manöver. Durch Angriff gegen b5 wird c6-c5 erschwert.

- | | |
|-------------|--------|
| 16. | Dd6-b6 |
| 17. Sc4-b5! | |

Wird der Springer geschlagen, so ist c6-c5 endgültig verhindert und Weiß hat strategisch gesiegt. Schwarz versucht's also mit einer Kombination.

- | | |
|------------|--------|
| 17. | Sd7xc5 |
| 18. Sf3xc5 | |

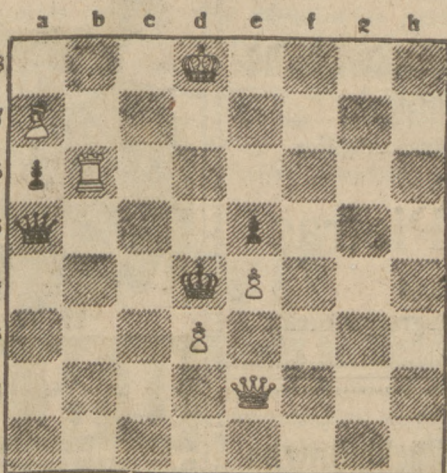


Eine schöne Widerlegung.

- | | |
|-------------|--------|
| 18. | De7xb6 |
| 19. Dd3-h7+ | Kg8-f8 |
| 20. Sc5-b7+ | |

Schwarz gab auf, denn es folgt S7xb6

Aufgabe Nr. 143. — I. Slater.



Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.

Freier Schach-Bund. General-Versammlung!

Nach § 8 des Bundesstatuts berufen wir die fällige Generalversammlung für Sonntag, den 15. Januar 1933, vormittags 8.30 Uhr, nach dem Rattowier Central-Hotel ein. Die Vereine werden gebeten, dem Statut entsprechend ihre Delegierten zu entsenden. Der Bundesvorstand.

Auswahlprüfung für internationale Gruppen- Fernturniere.

Der Internationale Schachbund für Schach der SWS bringt hiermit das zur Zeit noch im Gange befindliche I. C. K. erneut zur Auswahlprüfung. Es wird gespielt nach der Wettkampfordnung für internationale Gruppen-Fernturniere der Sparte für Schach der SWS. Der Beginn des Turniers ist auf den 1. Februar 1933 festgesetzt. Meldungen zum Turnier werden zu jeder Zeit entgegengenommen. Es wird ersucht, sich möglichst sofort zu melden. Bei sofortiger Anmeldung können besondere Wünsche weitgehend berücksichtigt werden. Alle Anmeldungen zum Turnier sind zu richten an die Vermittlungsstelle Georg Gerlach, Leipzig 3, Brandenburgerstraße Nr. 58.

Wettkampfordnung für Internationale Gruppen-Fernturniere.

1. Zweck des Turniers und Spielberechtigung. Durch das Internationale Gruppen-Fernturnier soll eine engere geistige Verbindung und eine Sammlung wertvoller Partien zur Förderung des gesamten Schachlebens innerhalb der Schachverbände erzielt werden. Zur Teilnahme berechtigt sind alle der SWS angehörenden Spieler. Ferner sind zugelassen sympathisierende Spieler aus Ländern, in welchen keine Arbeiter-Schachorganisation besteht, unter Beachtung der einschlägigen Bestimmungen der SWS.

2. Organisation und Durchführung. Organisation und Durchführung übernimmt der Internationale Schachbund für Schach resp. die Vermittlungsstellen für Internationale Fernturniere. Im allgemeinen werden Gruppen zu vier Mann gebildet. Abänderungen in der Gruppenstärke und Austragungsform sind statthaft. Die Gruppenmitglieder spielen je vier Partien gegeneinander abwechselnd im An- und Nachzug. Somit hat jeder Spieler in der normalen Gruppe je 12 Partien zu erledigen. Von jeder Gruppe übernimmt ein Spieler die Leitung, der von der Vermittlungsstelle bestimmt wird. Jeder Teilnehmer ist verpflichtet, vierteljährlich dem Gruppenleiter Bericht zu geben und den Turnierstand mitzuteilen. Der Gruppenleiter meldet vierteljährlich der Vermittlungsstelle den Stand des Turniers. Erledigte Partien sind dem Gruppenleiter einzufenden und von diesem an die Vermittlungsstelle weiterzugeben. Alle Differenzen sind sofort an den Gruppenleiter zu melden, welcher sie an die Vermittlungsstelle übermittelt. Die Bedeutung beträgt für 10 Züge drei Monate. Sie kann von der Vermittlungsstelle bei besonderen Verhältnissen (Uebertretung, ungünstige Postverbindung usw.) geändert werden. Jede Zugmitteilung muß enthalten: Das Datum des zuletzt erhaltenen Schreibens, Wiederholung des zuletzt gemeldeten Zuges und die Antwort. Maßgebend ist der Poststempel der ein- und abgehenden Mitteilung. Uebertretung der Bedenkzeit bedingt Verlust der Partie. Jeder Spieler ist berechtigt, jährlich vier aufeinanderfolgende Urlaubswochen für sich in Anspruch zu nehmen. In diesem Falle ruhen seine Partien. Nach Beendigung des Turniers werden je vier Gruppenmitglieder zu Siegergruppen zusammengestellt.

3. Jeder Teilnehmer ist verpflichtet, seinen evtl. Rücktritt vom Turnier unter Angabe der Gründe dem Gruppenleiter zu melden. Dieser berichtet der Vermittlungsstelle. Grundloser Rücktritt bedingt Annullierung aller Partien des betr. Teilnehmers sowie Disqualifikation auf ein Jahr.

4. Die gespielten Partien sind Eigentum der Schachsparte der SWS und können mit Genehmigung des Internationalen Schachbundes veröffentlicht werden.

5. Die Vermittlungsstelle gibt an die Landesverbände laufend Bericht über alle, die Fernturniere betreffenden Angelegenheiten.

6. Die Vermittlungsstelle entscheidet. Berufungsinstanz ist der Internationale Schachbund resp. der Technische Hauptauschuß der SWS.

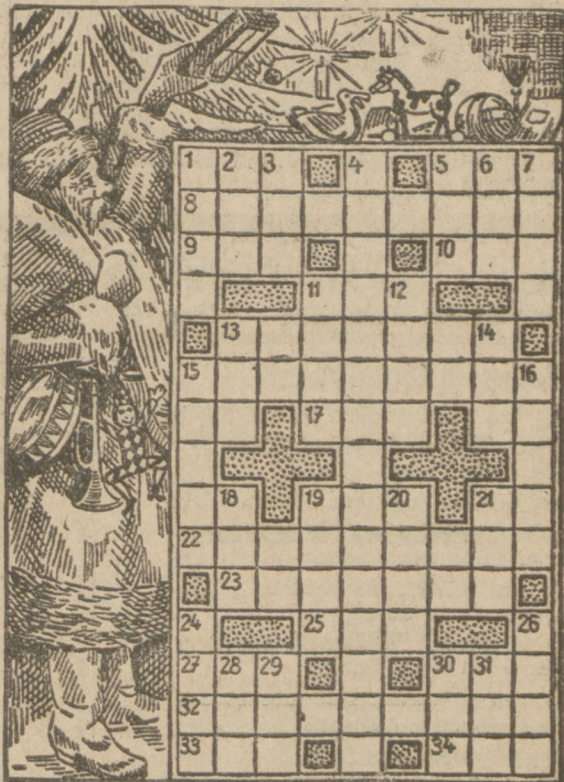
Ergänzendes Kommentar betreffs Rücktritt. Bei grundlosem Rücktritt gilt die Disqualifikation auf ein Jahr für intern. Fernturniere. Bei begründetem Rücktritt werden die noch laufenden Partien als verloren angerechnet.

Meldungen betreffend. Bei Meldungen ist Angabe der Spielfähigkeit unbedingt erforderlich.

Internationaler Schachbund für Schach
Vermittlungsstelle für I. C. K.

Rätsel-Ecke

Weihnachts-Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Bündnis, 5. englisches Getränk, 8. Kranzenträger, 9. Gefäß, 10. Schwur, 11. Ausruf, 13. weiblicher Borne, 15. Gebirgsblume, 17. schwedische Münze, 19. Kopfteil, 22. Pferd des Don Quixote, 23. Jahrgang, 25. „unverfälscht“, 27. Schicksal, 30. wie 5. waagerecht, 32. Monat, 33. Papagei, 34. Einfahrt.

Senkrecht: 1. Haustier, 2. Raubfisch, 3. Bad in Hessen, 4. Festgruß, 5. Göttin, 6. rumänische Münze, 7. Planet, 11. europäische Hauptstadt, 12. Kellner, 13. Kurzname für Edward, 14. Baumteil, 15. Zimmeranbau, 16. Himmelskörper, 18. Fremdwort für König, 19. Nebenfluß der Seine, 20. Wandausschnitt, 21. Heldenmutter der Sage, 24. Figur aus Lohengrin, 26. Anrede, 28. wie 17. waagerecht, 29. belgische Stadt, 30. Klosterort, 31. Name mehrerer Päpste.

Auflösung des Kreuzworträtsels

Senkrecht: 1. Bär, 2. Ahe, 3. Kirche, 4. Schaf, 6. Koffer, 7. Lenz, 8. Mus, 9. Hof, 11. Schaf, 13. Elias, 14. Gnade, 16. Stron, 17. Mies, 19. die, 21. Jan, 23. Redar, 24. Pfeffer, 25. Krater, 26. Tapete, 30. gelb, 31. Ems, 32. Ton, 33. Horn. — Waagerecht: 1. blau, 2. Efel, 3. Misch, 4. Schur, 11. Kopfen, 12. Schaf, 13. eng, 15. Hut, 16. Sem, 18. Blende, 20. Zitron, 22. Mandel, 25. Knoten, 27. Sec, 28. ihr, 29. Mas, 31. Efel, 32. Estime, 35. Torero, 36. Segen, 37. Berg, 38. neun.

Parlamentarische Stilblüten

Ueber die Tätigkeit im Reichstag äußerte sich einmal ein deutschnationaler Abgeordneter. „Was wir hier machen“, sagte er, „ist doch nur weiße Salbe; man muß das Kind beim richtigen Namen nennen.“

Der Sozialdemokrat Krähig empfahl bei Gelegenheit dafür, den Herren, sich auf den Hosenboden zu setzen und tiefer zu schürzen.“

Zur Rassenfrage wurde einmal festgestellt: „Die Weißen sind systematisch jedem Individuum feindlich, in dessen Adern schwarzes oder gelbes Blut fließt.“

Abgeordneter Kube sagte: „Wir haben keinen Anlaß, in das parte Verhältniß zwischen Reichspräsidenten und Staatssekretär Weisner unter Wasser zu gießen.“

Die schönsten Sachen aber sind im Landtag passiert. Da hieß es einmal: „Ich warne Sie, diesen Gesetzentwurf auf die lange Bank zu schieben, denn er wird sich dort in eine See schlange verwandeln, die man nicht übers Anie brechen kann.“

Eine Landtagsabgeordnete aus Ostpreußen sagte bei einer Staatsberatung warnend zu den Ministern: „Es ist unmöglich, daß Familien mit so großen Köpfen in so kleinen Wohnungen hausen.“

Im Rechtsausschuß des Landtages sagte einmal ein Kommunist: „Ja, Herr Kollege Lüdtke, Sie haben sich da einen Bären aufbinden lassen und streichen nur diesen Bären neu an.“

Ein Abgeordneter, der sich der Landwirtschaft annahm, behauptete ernstlich: „Das Schwein beschützen, heißt uns selber beschützen!“

Als Abgeordneter Gieseler noch bei den Deutschvölkischen im Landtag war, sagte er: „Die Demokraten sind Freihändler und sehen alles durch die Brille des Großhans an.“

All diese Geschichten und noch viele mehr sind jetzt gesammelt erschienen unter dem Titel „Wir Volksvertreter...“ im Verlag Tradition Wilhelm Koll, Berlin. Der Kommunist Jaddach hat einmal, erzählt man da weiter, auf einer Versammlung der geschädigten Auslandsdeutschen gesagt: „Die anderen Parteien zeigen eine gesplante Zunge, mit der sie vorne Ja, hinten mit Nein antworten.“

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung meinte einmal ein Mitglied: „Der Kollege Koch läuft hier herum wie eine gestochene Biene.“

Manche Stilblüten fallen schon unter die Abteilung Unberücksichtigt, so wenn man erfährt, daß es bei einer Ansprache passierte, daß der Veranstalter seinen „herzlichen Dank für die treffliche Gedächtnisrede“ abtätete. Der Alterspräsident des Senats, Herold, sagte einmal: „In unserm Bedauern ist das Beamtinnenbureau geschleiert worden“, und er sagte damit „aus Versehen“ etwas sehr Nichtiges.

Rundfunk

Katowice und Warschau.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

11,58 Zeitzeichen, Glockengeläut; 12,05 Programmansage; 12,10 Preisrundschau; 12,20 Schallplattenkonzert; 12,40 Wetter; 12,45 Schallplattenkonzert; 14,00 Wirtschaftsnachrichten; 14,10 Pause; 15,00 Wirtschaftsnachrichten.

Sonntag, den 25. Dezember.

10,30: Gottesdienst aus Groß-Pietar. 15,30: Schallplattenkonzert. 16,30: Kinderfunk. 17: Konzert. 18: Populäres Konzert. 19: Aus Krakau: Hörspiel. 19,25: Uebertragung aus Warschau. 20: Konzert. 22,10: Tanzmusik.

Montag, den 26. Dezember.

10: Gottesdienst aus Lemberg. 11,35: Missionsvortrag. 12,15: Morgenfeier. In der Pause: „Alte Krippenspiele“. 14,05: Religiöser Vortrag. 14,25: Volksmusik. 14,50: Aus aller Welt. 15: Volksmusik. 15,20: Schlußstunde. 16: Kinderfunk. 16,25: Briefkasten. 16,45: Vortrag. 17: Solistenkonzert. 18: Leichte Musik. 19: Vortrag. 19,15: Verschiedenes. 20: Operette. In der Pause: Sport. 22: Technischer Briefkasten. 22,20: Leichte Musik auf Schallplatten. 23: Tanzmusik.

Deutsche Theatergemeinde

Stadtheater Katowice - Telefon 1647

Weihnachtsspielplan

Sonntag, den 25. Dezember, nachm. 3 1/2 Uhr

Der Vogelhändler

Operette von Zellner.

Sonntag, den 25. Dezember, abends 8 Uhr

Die verkaufte Braut

Komische Oper von Smetana

Freitag, den 30. Dezember, abends 8 Uhr

Die drei Musketiere

Operette von Ralph Benatzky

Montag, den 2. Januar 1933, abends 8 Uhr

Auslandsreise

Ein Stück aus einer Zeit in der alles möglich ist. Von R. Hirschfeld.

Donnerstag, 5. Januar 1933, abends 8 Uhr

Einmaliger Klavierabend

Prof. Wilhelm Kempff

Deutsches Theater Königshütte

Hotel „Graf Reden“ Telefon 150

Montag, den 26. Dezember, 2. Feiertag, nachm. 4 Uhr

Morgen gehts uns gut

Die Schlager-Operette von Benatzky

Montag, 26. Dezember, 2. Feiertag, abends 8 Uhr

Auslandsreise

Von Österreich und Hirschfeld.

Sonabend, den 31. Dezember, Silb. abends 7 1/2 Uhr

Die drei Musketiere

Von Ralph Benatzky.

Vorverkauf am 2. Feiertag, ab 11 Uhr vorm. an der

Theaterkasse im Hotel Graf Reden.

Die herzlichsten Glückwünsche

zum 30. Geburtstage

entbietet seinem Vorstandsmitglied
Genossen

Gottfried Pietras

Der Vorstand

der Metallarbeiter-Ortsgruppe Bielitz

Die herzlichsten Glückwünsche

zum 30. Wiegenfeste

entbietet dem Genossen

Gottfried Pietras

Der sozialdemokratische Wahlverein

„Vorwärts“ in Bielitz

Die herzlichsten Glückwünsche

zum 50. Geburtstage

entbietet seinem langjährigen Mitgliede
Genossen

Ignatz Koska

Die Ortsgruppe der Holzarbeiter, Bielitz



UHU
DAS NEUE ULLSTEIN
MAGAZIN

Dick wie ein Buch
Gescheit und amüsant
Voll Laune und Lebensfreude

Zu beziehen durch
Kattowitzer Buchdruckerei
und Verlags-S.A., 3. Majaj 12

Rechenchieber

aller Systeme, für
Schüler
Studenten
Kaufleute
Elektroingenieure
Eisenbetonbau
Chemiker
Heizungsanlagen
Holzhändler
uvm. am Lager

Kattowitzer Buchdruckerei u
Verlags-S.A., 3. Majaj 12



15 Jahre OGPU.

In diesen Tagen jährt sich zum 15. Male der Tag der Gründung der berüchtigten OGPU., der politischen Polizei der Sowjets, die durch ein groß ausgebautes Spionage- und Spitzelsystem zahllose politische Gegner in den Tod geschickt hat. In dem Hauptgebäude der OGPU. in Moskau, das wir hier wiedergeben, werden über 2000 Personen beschäftigt.

Dienstag, den 27. Dezember.

15,25: Etwas vom Fliegen. 15,30: Nachrichten. 15,35: Das Buch des Tages. 16: Kinderfunk. 16,15: Musikalisches Zwischenstück. 16,25: Vortrag. 16,40: Literatur. 17: Konzert. 18: Leichte Musik. 19: Vortrag. 19,15: Verschiedenes. 20: Konzert. 20,55: Sport. 21: Presse. 22: Literatur. 22,20: Tanzmusik.

Breslau und Gleiwitz.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

1,20 Morgenkonzert; 8,15 Wetter, Zeit, Wasserstand, Presse; 13,05 Wetter, anschließend 1. Mittagskonzert; 13,45 Zeit, Wetter, Presse, Börse; 14,05 2. Mittagskonzert; 14,45 Werbedienst mit Schallplatten; 15,10 Erster landwirtschaftlicher Preisbericht. Börse, Presse.

Sonntag, den 25. Dezember.

6: Aus dem Quedlinburger Dom: Christmette. 6,55: Aus Hamburg: Hafenkonzert. 8,15: Morgenkonzert. 9,10: Schlesische Weihnachtsarbeiten. 9,25: Weihnachtsgebräuche. 9,50: Glockengeläut. 10: Evangelische Morgenfeier. 11: Das schlesische Jahrhundert besingt Weihnachten. 11,30: Reichsfestung der Backkanten. 12,15: Aus Dresden: Mittagskonzert. 14: Mittagsberichte. 14,10: Neue Wege zu deutscher Innerlichkeit. 14,35: Eiland im Sandmeer. 15,30: Kinderfunk. 16: Orchesterkonzert. 18: Benediktus und Franziskus — Christkönig oder Christkind? 18,25: Unter dem schlesischen Christboome. 18,50: Wetter; anschließend: Einführung in die Oper des Abends. 19: „Der Rosenkavalier“. 23: Aus Dresden: Abendunterhaltung d. Kaufmanns-Orchesters.

Montag, den 26. Dezember.

6,35: Aus Bremen: Hafenkonzert. 8,15: Orgelkonzert. 9,10: Kinderspielzeug ferner Zeiten und Länder. 9,35: Verkehrsfragen. 9,50: Glockengeläut. 10: Katholische Morgenfeier. 11: Paul Ernst liest aus eigenen Werken. 11,30: Backkanten. 14: Berichte. 14,10: Waren wir Sportler mit dem Jahre 1932 zufrieden? 14,20: Rechtsfragen des täglichen Lebens. 15: St. Nikolaus zieht durch das Land. 16: Weihnachtsmessen. 18: Erntedankfest in den Kulturkreisen der antiken Welt. 18,30: Wetter und Der Zeitdienst bes.

Schriftleitung: Johann Kowoll; für den gesamten Inhalt u. Inserate verantwortlich: J. V. Reinhard Nat. Katowice. Verlag „Bita“ Sp. z ogr. odp. Druck der Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp.-M., Katowice.

richtet. 19: (Hörfolge) Die Chronik des Weihnachtsbaumes. 20: Aus Königsberg: Aus Operetten. 22,30: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten und Sport. 23: Aus London: Tanzmusik.

Dienstag, den 27. Dezember.

11,30: Wetter, anschließend: Fünfzehn Minuten Landwirtschaft. 11,50: Aus Königsberg: Konzert. 15,35: Unsere Weihnachtslieder. 15,50: Auslandsdeutsche Weihnachtslieder. 16,50: Unterhaltungskonzert. 17,50: Das Buch des Tages. 18,20: Der Zeitdienst berichtet. 19: Die deutsche Akademie in Rom. 19,30: Wetter; anschließend: Abendmusik. 20: Aus Berlin: Dritter Feiertag. 22: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten und Sport. 22,30: Theaterplauderei. 22,30: Politische Zeitungsschau. 22,50: Aus Berlin: Tanzmusik.

Veranstaltungskalender

Wochenplan der S. J. P. Katowice.

Sonabend: Sonnenwendfeier am Apostelberg. Abmarsch 9,20 Uhr vom Zentralhotel.

Siemianowitz. (Weihnachtsfeier für die Gewerkschaften, Partei und Kulturvereine.) Am Sonntag, den 25. Dezember, um 4 Uhr nachmittags, findet im Saale Generell eine Weihnachtsfeier (Bunter Abend), für alle Angehörigen unserer Bewegung statt. Das reichhaltige Programm bietet einen Konzert- und Liederteil, zwei Theateraufführungen, Weihnachtsreigen und Prologs, sowie eine Weihnachtsverlosung u. a. zur Deckung der Unkosten wird ein geringer Festbeitrag von 50 Groschen erhoben. Alle Angehörigen der freien Arbeiterbewegung sind freundlichst eingeladen.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Schwientochlowitz. (Proletarische Weihnachtsfeier.) Am Montag, den 26. Dezember, 2. Feiertag abends 6 Uhr, findet bei Herrn Bialas eine proletarische Weihnachtsfeier statt, bei welcher die hiesigen Kulturvereine mitwirken. Alle Mitglieder der freien Gewerkschaften, Partei und Kulturvereine, nebst Familienangehörigen, sind herzlich eingeladen. Reichhaltiges Programm.

Königshütte. (Silvesterfeier.) Am Sonabend, den 31. Dezember, große Silvesterfeier im Saal des Volkshauses. Das Programm ist sehr reichhaltig und bringt allerhand Abwechslung. Anfang 8 Uhr. Ende um 12 Uhr. Eintritt 50 Groschen. Um regen Zutritt wird gebeten.

Die denkende Hausfrau sagt:

„Auch ich muss sparen, woran ich nur kann. Aber ich spare niemals an falscher Stelle; ich überlege und spare richtig! Z. Bsp.: Echte „Kollontay-Seife“ mit dem Waschbrett kostet p. Pfund 15-20 Groschen mehr als unbekannte „billige“ Seifen, aber dafür verbrauche ich 20% weniger. Ausserdem ist sie aromatisch, glycerinhaltig, unverpackt, schont Wäsche und Hände, ist also im Gebrauch doch viel billiger und reeller! Und ich habe die Garantie einer grossen Fabrik. — Nein, ich vermeide Schaden und Aerger und bleibe bei „Kollontay-Seife“.“

mydło z pralką

Kollontay

jest lepsze.....

Inserate in dieser Zeitung haben den besten Erfolg